



R A A B S

BOB

OLD DIETEL

NEUE FOLGE

1955 Nr. 1/2

INHALT

I 492.479/1

- H. Cloeter: Johann Nepomuk Geller
P. L. Koller: Inventar der Göttweiger Kantorei 1612
I. Jörg: Stadtrichter und Bürgermeister der Stadt Waidhofen
H. Hengstberger: Zur Gründungsgeschichte von Meisling
F. Hutter: Die Gründung der Poststationen Luberegg, Pöggstall und Gutenbrunn
J. Hofmann: Aloys Karl Seyfried
E. Daniek: Das große Marterl bei Puch
Dr. W. Pongratz: Groß-Schönauer Festtage
E. Pircher: Ein froher Wandertag
F. Proidl: Flurnamen von Senftenberg und Umgebung
Das Schwedenkreuz von Moritzreith (Sage)
J. Pfandler: Schwedensage
K. Höfer: St. Martin, ein abgekommener Markt

**Für Volk und Heimat
arbeitet der**

Waldviertler Heimatbund

**Wer seine Heimat liebt, unterstützt uns durch Werbung
neuer Mitglieder. Hilf auch Du mit!**

Das Heimatbuch für jedermann

Josef Huber

WACHAUFÜHRER

Neubearbeitet und ergänzt von Franz Biberschick d. Ae.

Umfangreiche Darstellung der Wachau u. d. Nibelungengaues
Unentbehrlich für jeden Besucher des Donautales

280 Seiten

Preis S 24.—

In jeder Buchhandlung erhältlich

Verlag Josef Faber, Krems an der Donau

Postversendung!

Postversendung!

Einzelpreis S 6.--

Ganzjährig S 36.--

Druck: Buchdruckerei
Josef Faber, Krems
an der Donau, Obere
Landstraße Nr. 12
Verwaltung: Obere
Landstraße Nr. 12

Das

Waldviertel

Zeitschrift für Heimatkunde
und Heimatpflege

Erscheint am 1. jedes
Monats. Eigentümer
Herausgeber u. Verleger
Waldviertler Heimat-
bund; Verantwortlicher
Schriftleiter Dr. Hein-
rich Kauscher, Krems
an der Donau, Heine-
mannstraße Nr. 12

4. Jahrgang

Krems, Jänner-Feber 1955

Nummer 1-2

Kurz nach Professor Max Suppantšitš ist nun auch Johann Nepomuk Geller, der Altmeister der Wachauer Landschaftsmalerei, gestorben. Die folgenden Worte des Gedenkens mögen die Erinnerung an den großen Künstler und liebwerten Menschen wach halten.

Der Schriftleiter

Johann Nepomuk Geller

Geb. 21. März 1860, gest. 9. November 1954

Worte des Gedenkens

von Hermine Cloeter

An einem sonnebergoldeten Spätherbsttage haben wir ihn auf dem Ortsfriedhofe von Weißenkirchen in der Wachau zur letzten Ruhe gebettet.

Mit Johann Nepomuk Geller schied nicht bloß ein Künstler der Wachau aus diesem Leben, sondern auch ein Sohn dieser sonne-, licht- und farbergesegneten Landschaft. Mütterlicherseits ist er ihrem Boden durch Abstammung verhaftet und verwandt. Dadurch bekommt seine Treue für diese Landschaft geheimen, erdgebundenen Sinn. Der Vater, aus Mähren gebürtig, doch deutschen Geblütes, war so um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ins Donautal gekommen, wahrscheinlich auf dem alten Handelsweg über das Waldviertel herunter, weiß Gott, durch welche Fügung und Schickung nach Weißenkirchen in der Wachau, vielleicht als fahrender Krämer, Brot und Erwerb suchend. Dabei findet er nebenher das Glück, findet seine Braut, heiratet, gründet einen bescheidenen Hausstand, zu dem der kleine, vom Schwiegervater übernommene Kaufmannsladen im Markt den nährenden Boden abgibt. Das erste Söhnlein wird ihm noch in Weißenkirchen geboren, Johann Nepomuk, vom Schicksal zum Künstler bestimmt, kommt dann schon in Wien auf

die Welt, wohin Vater Geller mit seiner Ehehälfte bald übersiedelte. Ihn zog es nach der Großstadt, dort meinte er erst recht sein Glück zu machen und zu erhöhtem Wohlstand zu gelangen. Es war aber ein Trugbild, das ihn lockte, die irdischen Güter blieben aus, dafür traten bald Sorge und Kummerniß über die Schwelle. Dem gesteigerten Lebenskampf erweist sich der Mann nicht gewachsen. So trübe sich dadurch das Leben für den jungen Johann Nepomuk, der unter sechs Geschwistern heranwuchs, auch anließ, ein Gutes hatte die Vertauschung des Wohnsitzes der Eltern für ihn doch gebracht: die Entwicklungsmöglichkeit für sein Talent, wenn auch unter Sorgen und Nöten, den Weg zu höherer Schulbildung, starke, bildhafte Jugendeindrücke im bewegten Leben und Treiben der großen Stadt.

Seine „Berufswahl“ erfolgte ohne merklichen äußeren Anstoß, kein lockendes Vorbild ruft — bloß das Drängen der inneren Stimme ist da, die „Berufung“. Malen und zeichnen, das ist dem Jungen in der Schule das liebste. Daran kann er sich nicht genug tun; alles andere, was der Unterricht ihm bietet, ist ihm gleichgültig, nebensächlich, eher hindernd als fördernd, und unklar schwebt es ihm vor: immer wieder zeichnen, malen, sich dem ganz widmen können, mit ganzem Eifer, mit ganzer Lust, mit allen Kräften, das wäre schön, das müßte zum Ziele führen. das könnte dem Dasein Sinn und Inhalt geben, gleichgültig, was dabei fürs bürgerliche Leben an Gewinn und Ansehen zu erhoffen wäre. Ein verständiger Lehrer, der Zeichenprofessor an der Realschule, die der Junge besucht, ermuntert ihn in seinem Streben und seinen Wünschen, und wieder einmal springt einer aus der Schule, zumindest aus der ihm vom Vater vorbestimmten, erwählten. Denn nun geht es trotz aller Einwände, Bedenken und Befürchtungen des Vaters schnurstracks an die Akademie der Bildenden Künste (1876).

Hier herrschte damals der Geist Kahls und seines Schülers Griepenkerl, in der Mythologie, in den Sagen der alten Götter suchte man das Tragische und Gewaltige, und das nicht nur in der bildenden Kunst. Es war noch die Zeit, wo Friedrich Hebbel einen Adalbert Stifter verdunkeln konnte. Gerade diesen, erst viel, viel später zu vollen Ehren gelangten Dichter aber hatte sich der junge Geller, in Geschmacksfragen seinen eigenen Weg suchend und nehmend und jederzeit rasch das Vollwertige gefühlsmäßig erfassend, ins Herz geschlossen. Für Moriz von Schwindt schwärmte er, und in Ludwig Richter verehrte er, und dies bis ans Lebensende, ein verwandtes Gemüt. Sein Wesen drängte vom Epos zur Idylle.

Freilich ließen die Sorgen des Tages vorläufig wenig Zeit, sich auf die eigene Art zu besinnen. Es hieß Brot verdienen, und vorübergehend bot die damals in Hochblüte stehende Chromolithographie dazu bescheidene Gelegenheit.

Eifriges Naturstudium führte den jungen Künstler immer wieder in die Wachau zurück, für die er das Heimatgefühl niemals verloren hat. Dafür sorgten zunächst gelegentliche Besuche des Jungen bei der Großmutter in Weissenkirchen. Wie schön war das doch allemal! Am schönsten aber doch wohl damals, als man reisenden Sinnes für die Schönheit der Natur sich im Dienste der Kunst die ersten Sporen verdiente. Es war in den achtziger und neunziger Jahren, als jener Kreis von Künstlern, die man die Entdecker der Wachau nennen möchte, — Emil Schindler, Robert Ruß, Tina Blau, Lichtenfels zählen da an erster Stelle — alljährlich sich im alten Weissenkirchen oder in Dürnstein einfanden und bei



Johann Nepomuk Geller

vielfacher, gegenseitiger Anregung die wertvollsten Lehren für ihre Kunst doch immer nur von der Natur entgegennehmen durften.

Dabei war das Leben so wohlfeil, der Wein so süßig, und die Sommernächte so traumhaft schön! In Weißenkirchen lernte der junge Geller Robert Ruß kennen, durch ihn Leopold Carl Müller, Bettenkofen, Franz Kumpfer, ein anderer Freund empfahl ihm das Studium beim Tiermaler Anton Schröl. Ihnen allen hat er reiche Anregung zu danken, und verwandte Züge in der künstlerischen Überzeugung und Auffassung lassen sich bei ihm herausfühlen. Wer aber sein eigentlicher Lehrer war? Alle und keiner, so möchte man sagen. Denn die Kunst Johann Nepomuk Gellers fußt auf ganz persönlichem Erfassen der Natur, und sein Schaffen zielt auf ein strenges Bewahren der eigenen Persönlichkeit ab. Dieses fast scheue und doch innerlich kraftvolle Bewahren des eigenen Ichs, ohne billige Zugeständnisse nach rechts und nach links, spricht sich wie in seiner Kunst, so auch in seinem Leben aus.

Den letzten mächtigen Stoß nach vorwärts in seiner künstlerischen Entwicklung und in der vollen Entfaltung seiner Kräfte gab ihm eine Kunstreise, die ihm durch das Stipendium von der Seite eines Gönners ermöglicht wurde. Wie er sie genutzt hat, das ist echter Geller, und zeigt, wie sehr ihn von jeher ein starker Wille zur Unabhängigkeit beherrscht hat. Sein Mäzen schickt ihn nach Italien. Natürlich! Der Irrtum, daß ein junger, innerlich unfertiger Künstler in Italien unter allen Umständen sein Heil finden müsse, ist ja uralt. Aber bald geht es Geller so, wie es schon Unzähligen dort ergangen ist: die Fülle und Größe der Eindrücke erschlägt ihn, entmutigt ihn, auf erstes Entzücken folgt tiefe Niedergeschlagenheit. „Mit brennender Sehnsucht im Herzen zu arbeiten“, durchfliegt er Italien, aber, so hat er selber uns einmal den sonderbaren Zwiespalt zu erklären versucht, je weiter er kommt, nur desto weniger fühlt er sich zur Arbeit fähig. Nahezu ausschließlich gewohnt vor der Natur zu malen, streckt er vor der Gewalt der Eindrücke, vor der Fülle des Lichtes und der Farben, vor der südlich gesteigerten Bewegtheit und Buntheit des Straßenlebens besiegt, die Waffen. Verzweifelt kehrt er Italien den Rücken, es zieht ihn nach Norden, zu vertrauteren Lichtstimmungen; über Friesach, Salzburg, Regensburg wendet er sich nach Deutschland, landet in Nürnberg und bleibt da hängen. Hier findet er, was ihm not tut. Arbeitslust und Schaffenskraft halten sich wieder wohlthuend die Waage, und in heißem Eifer und verdoppelter Leistung will er sich des in ihn gesetzten Vertrauens würdig erweisen. Da kommt ihm die Botschaft, sein Gönner — Mäzene sind zumeist Despoten — verARGE es ihm schwer, daß er nicht Wunsch- und plangemäß seine Zeit in Italien hinbringe. Was bleibt zu tun? Schön brav zurück nach Florenz also. Dort regnete es und regnete es jeglichen Tag, wochenlang. Es ging einfach nicht. Also dem Mäzen geschrieben und um Einsicht

gebeten. Der sagt sich los, will nichts mehr wissen von seinem Schützling. Da heißt's heimkehren und trachten, ohne Mäzen auszukommen und durchzukommen. Der Weg aber war nun einmal gefunden.

Das schöne Marktbild aus Nürnberg, das damals entstanden ist, wird zum Grundaccord für Gellers Schaffen. Ein entscheidender Schritt ist getan, der Künstler hat ein ganz persönliches Stoffgebiet und eine ganz persönliche Auffassung dafür gefunden.

Immer wieder hat es ihn zur gleichen Aufgabe, das bunte Gewimmel der bewegten Masse, eingerahmt von bedeutamer Architektur oder dörflicher Einfachheit malerisch festzuhalten, unwiderstehlich hingezogen, und er hat seine schönsten Erfolge auf diesem Gebiete errungen.

Man würde aber dem Meister unrecht tun, wenn man sein Schaffen als einzig auf diesen so malerischen Vorwurf beschränkt ansehen wollte. Anheimelnde, still-behagliche Innenräume, der malerische Verfall alter Bauwerke, versteckte Hofwinkel wurden von ihm jeweils mit ihrem ganzen verträumten Zauber wiedergegeben, Landschaftsstudien von leuchtender Farbenkraft zeigen seine Eigenart. Ganz besonders, wenn es um sein geliebtes Weizenkirchen geht, weiß er die „Altmeisterstimmung“, die manchmal hier in der Luft liegt, trefflich im Ton auf die Leinwand zu bannen.

Seine Federzeichnungen, von subtilstem Reiz, virtuos hingeseht, weckten einmal das Entzücken William Ungers, und der verehrte Altmeister der Nadel sagte dem so viel jüngeren Künstler geradezu: „Sie sind der gehorene Radierer.“ Schade, daß Geller diese Seite seiner Begabung nicht genützt hat.

Noch etwas Besonderes scheint mir aus den Werken Johann Nepomuk Gellers zu sprechen: eine tief innerliche Anteilnahme an fremdem Menschentum, die sich bei ihm im Leben hinter scheuer Zurückhaltung verbarg, dafür umso stärker, wärmer und breiter in seiner Kunst zum Ausdruck drängte. Selbst noch aus seinen Landschaften spricht immer wieder in geheimnisvoller Weise Menschentum und in der ärmlichsten Stube, im engsten Winkel lebt und webt auch jedesmal dann noch, wenn keine einzige menschliche Gestalt darin zu erblicken ist, menschliches Wesen und Handeln, und in den scheinbar bloß malerischen Dingen spürt man die Seele der Inwohner, ihre Freude und Sorge, ihr Sinnen und Trachten, ihr irdisches Mühen.

An äußeren Ehrungen hat es Johann Nepomuk Geller in seiner künstlerischen Laufbahn, war sie auch manchmal dornenreich, keineswegs gefehlt. Was in Wien an größeren auszeichnenden Ehrenpreisen zu erringen war, fiel ihm ausnahmslos zu, und auch das Ausland sorgte gelegentlich nicht mit Anerkennung. Die letzte Ehrung, die ihm noch die monarchische Zeit zukommen ließ, war das Ritterkreuz des Franz-Joseph-Ordens, das ihm im Mai 1918 von Kaiser Karl verliehen wurde. Zuge-

sandt wurde ihm das Diplom dann schon von der jungen Republik, wie ein Vermächtnis aus der kaiserlichen Zeit stellt es sich dar.

Allen Gemüthen und Kümernissen, wie sie unsere Zeit dem Künstler überreich bringt, hielt Johann Nepomuk Geller weit über das Patriarchenalter hinaus in ungebrochener Schaffenslust und erstaunlicher Kraft tapfer stand. Und doch trug er seit Jahr und Tag eine unsichtbare Dornenkrone. Der einzige, so hoffnungsvolle und liebenswerte Sohn wurde vom letzten Krieg dahingerafft, der engelsguten Mutter aber brach darüber das Herz. So mußte Johann Nepomuk Geller, seiner Liebsten beraubt, seinen späten Lebensabend in schmerzlichster Vereinsamung dahinbringen, bis ihn der Tod von aller Seelenpein und körperlichen Not erlöste. Sein Andenken soll uns teuer sein.

Inventar der Göttweiger Kantorei 1612

Von P. Ludwig Koller

Da im liturgischen Gestaltungsraum der Kirche seit ältester Zeit dem Gesang eine hohe Stellung eingeräumt ist, haben die Pflegestätten des kultischen Lebens, zu denen vor allen nebst den Domstiften die Klöster gehören, die Förderung des Kirchengesanges als eine ihrer vornehmsten Aufgaben betrachtet. Um die priesterlichen Stimmen im Choral zu ergänzen, war man auf die Heranziehung jugendlicher Kräfte besonders im feierlichen Gottesdienste genötigt und so kam es nun in den klösterlichen größeren Gemeinden zur Schaffung eigener Institute für stimmbegabte Knaben.

Auch Göttweig steht diesbezüglich unter den alten Klöstern Osterreichs nicht im Hintergrunde, wie der Bestand einer bereits im Mittelalter vorhandenen Schule für Sängerknaben beweist. Wenn dieses Kloster schon im 12. Jahrhundert, da hier das monastische Leben auf einer hohen Stufe stand, eine blühende Klosterchule leitete, muß angenommen werden, daß darin auch der Gesang eine bevorzugte Sparte des Schulprogrammes bildete. Diese Schulen sollten gleichzeitig den Nachwuchs für die klösterliche Gemeinde liefern, in welcher die vom Gesang begleitete Liturgie eine Hauptaufgabe monastischen Wirkens darstellt.

Den Sängerknaben an dieser wie überhaupt an allen Klosterchulen wurde in den früheren Jahrhunderten ein Unterricht und eine Erziehung zuteil, wie sie dem Programm der im Mittelalter von der Kirche geführten Lateinschulen zukamen, welche die Vorfahren unserer humanistischen Gymnasien sind. Neben Religion wurde an diesen Schulen vornehmlich die lateinische Sprache gepflegt und im humanistischen Zeitalter kam auch die altgriechische Sprache hinzu, während die Zöglinge sonstige Elementarkenntnisse von den bei den meisten Pfarreien damals

schon vorhandenen Pfarrschulen, aus denen bekanntlich unsere Volksschulen hervorgingen, mitbrachten.

Selbstredend wirkte auf das Dasein und Gedeihen einer klösterlichen Sängerschule der jeweilige Zustand, in den ein Kloster durch die Zeitverhältnisse versetzt wurde, seinen Einfluß aus. Daß in der lutherischen Epoche mit dem Erlöschen der klösterlichen Gemeinden auch diese Institute zum Aussterben gebracht wurden, bedarf wohl keines Nachweises. Auch in Göttweig war die Lebensfähigkeit einer Sängerschule unterbunden worden, da dieses Kloster im 16. Jahrhundert bis auf den letzten Mönch einging und die darauf folgende Verwaltung durch einen fremden Ordensmann sich mehr um den wirtschaftlichen Fortbestand als um die geistlichen Bedürfnisse des Stiftes zu kümmern hatte. Eine Wendung zum Besserwerden trat erst ein, als der ehemalige Melker Stiftspriester Michael Herrlich 1564 durch eine Commission an die Spitze des Hauses gestellt wurde, das er mit großer Umsicht bis 1603 führte.

Aus der Zeit des Regierungsantrittes des väterlichen Nachfolgers Herrlich, des Abtes Georg Kolb (1612—1631), besitzen wir ein Schriftstück, das uns auch einen kleinen Einblick in die damalige wieder zum Leben erstandene Sängerknabenschule bietet. Dieses archivarische Dokument stellt eine Inventurvorschne nach der Wahl des Abtes Kolb im März 1612 dar und wurde auf Veranlassung der Regierung dem Klosteramt unter Vorsitz des Abtes Kaspar von Melk als dessen Präsidenten 15. Juli 1612 überreicht. Das Inventar verzeichnet das gesamte bewegliche Vermögen des Stiftes und seiner Meierhöfe wie des Wiener Stiftshauses. An denselben werden auch die in der „Schule“ befindlichen Objekte aufgezählt. Aus der Anzahl der verzeichneten Betten geht hervor, daß damals der Schule ein (weltlicher) Schulmeister, zwei Choristen und drei Discantisten (Sopranisten) angehörten — gewiß eine beachtliche Zahl, aber für die damaligen Verhältnisse mit dem noch kleinen Mönchsstand hinreichend, zumal auch in den späteren Zeiten die Anzahl der Sängerknaben nicht viel über ein Dutzend hinausging.

Das Inventar nimmt in der Aufzählung zuerst auf die Bestände an **Musikalien** Bedacht. Bei der damals zur Blüte gelangten Mehrstimmigkeit der Gesänge trugen auch die nicht wenigen Kompositionen von Messen, Weibern und Motetten, wie aus den Namen der im 16. Jahrhundert in diesem Stile tätige Komponisten zu schließen ist, bei. Es wird eine Reihe von mehr oder weniger bekannter Ländlern mit ihren Werken aufgezählt, die einen Schluß auf fleißige Arbeit in der Gesangsschule des Stiftes ziehen lassen. Den ersten Platz unter ihnen behaupten Werke des genialen Holländers Orlando de Lasso, von denen hauptsächlich Messen, Kantaten und Motetten festgehalten sind. Ein magnum opus von ihm wird eigens angeführt. Ein weiterer größerer Autor ist Blasius Amon, vertreten durch Motetten für Sonn- und Festtag, und eine Messe.

Es folgen Baptista mit einer Messe, Franz de Sale bringt zwei Cationale, dann kommen Daniel Reiz, Andreas Gabriel, Kanicen Anton, Simon de Roy (Dies est letitiae), Jakob Gallus, Lambert de Sayne (Motette: Princeps gloriosissimus), Elias Herma (Cœlitum Princeps), Thomas Kubbach (Victima paschalis, Laudes), Valentin Juder (De Deum laudamus), Johannes Hollandus (Motette: Docti fulgebunt), Thomas Ludovicus a Victoria, Wolfgang Brochaimer, Christian Sollen-der, Marzjus Zangel (Missa), Rainer Jakob (verschiedene Messen), Matth. Thalmann (Messe), Michinger (5 Bücher) Render Mexius (5 Partituren), Mangold Petrus, Regnard, Gattus Simon, Annibal, Er-lach, Faber Benedikt, Hausmann Valentin, Stadlmayer Johann (Magnificat), Gasler Johann, Vulpius Melchior (Magnificat), Nikolaus Bang („Teutsche Gesang“), Erasmus Widmann (contiones germanie), und Geurer Michael mit seinem Hortus musicus. Daneben finden sich eine Reihe großer Anzahl Partituren ohne Angabe der Autoren, ferner unbekante andere Werke, schließlich ein „Studenten Gärtlein“ und einzelne Lieder. Die Kantorei verfügte auch über Sammelbände von Musikalien. So heißt es in der Aufzählung des Inventars: „Erstlich Thesaurus Musicus a Petro Joanello colligiert“ und weiters: „Niederumb 4 partes per Joannem Montanum colligiert“. Die Musikalien boten in ihrer Gesamtheit den Zöglingen nicht allein ein reichliches Übungsmaterial, sie zeigen auch durch die Mannigfaltigkeit der Autoren-ramen von einem für die damaligen Verhältnissen sehr aufgeschlossenen Kunstverständnis.

Da die Kantorei nicht nur die Ausbildung im kirchlichen Gesang zur Aufgabe hatte, sondern ihre Schüler auch mit einem höheren Wissen ausstatten wollte, das sich mit den durch die damaligen lateinischen Mittelschulen vermittelten Kenntnissen decken sollte, mußte sie in ihrem Bestand auch die notwendigsten Bücher aufweisen. Das Inventar bringt unter der Rubrik „Bücher“ folgende lateinische Druckschriften, die durch wenige griechische Lehrbehelfe ergänzt sind: „Erstlich Dialectica Petri Fonsece“ — „Epistolae maiores Ciceronis“ (2 Exemplare) — „Dictionarium Dasipodi“ — „Compendium graecum, Argentinae selectum“ — „Majores Epistolae Ciceronis“ (5) — „Questiones de octo part. orat.“ (2). — „Catechismus Dr. Canisii major“ — „Epistolae conscribendae Sim. Verepaei“ — „Phrasae Aldi Manufii“ (3). (Aldus Manutius, gest. 1515, war bekanntlich der Gründer der berühmten Druckerei in Venedig). — „Progymnasmata Jacobi Pontoni (I. u. II. vol.) Germanicus catechismus Canisii parvus“ — Principia Emanuelis“ (3) — „Despauterii Grammatica“ (3) — „Sim. Verepaei Grammatica“ (3) — „Grammatica Emanuelis“ (3) — Terentius & Virgilius“ — „Michaelis Verini Disticha“ — „Dialogorum sacrorum libri quator“ — „Dialectica Philippi Melanctonis“ — „Dialectica Joannis

Caesarei" — Principia Emanuelis cum Grammatica & Syntaxi" — „Catechismus latine & graece" — Item ein teutscher großer Catechismus" — „Syntaxis Emanuelis allein". Dieses Bücherinventar besagt, daß die Schüler im Geiste des Humanismus vorzüglich mit dem Gebrauch der lateinischen Sprache in Prosa und Poesie wie mit einer Ausbildung in der Rhetorik vertraut gemacht wurden.

Da das Inventarium keinerlei Musikinstrumente verzeichnet, scheint die Instrumentalmusik damals keine Pflege gefunden zu haben. Die Gesangsübungen dürften wahrscheinlich mit Unterstützung der Orgel in der Kirche, über die kein Inventar vorliegt, geschehen sein.

Da über die Kantorei des Stiftes Göttweig aus der älteren Zeit sonstige Nachrichten nicht überkommen sind, bildet das Inventar aus 1612 die einzige archivalische Quelle darüber. Die durch dasselbe vermittelte Kenntnis bildet demnach einen schätzenswerten Einblick in die Geschichte des Stiftes Göttweig zu Beginn seiner Wiedererstehung nach den Krisen des 16. Jahrhunderts und kann als kleiner Baustein zu unserem Wissen über die Kulturgeschehnisse der heimatischen Vergangenheit angesehen werden.

Stadtrichter und Bürgermeister der Stadt Waidhofen an der Thaya

Von Ignaz Jörg

Schon im 13. Jahrhundert war Waidhofen an der Thaya ein wichtiger Handels- und Gewerbeort für das obere Waldviertel. Wenn auch diese Siedlung erst 1288 als Stadt genannt wird, so ist die Verleihung des Stadtrechtes doch einige Jahrzehnte früher anzusetzen, mutmaßlich schon unter den letzten Babenbergern, und ihre Stadtordnung wurde so wie in anderen landesfürstlichen Städten dem Muster des Wiener Stadtrechtes nachgebildet, das den Bürgern bereits 1221 verliehen worden war.

Die der Stadt Waidhofen verliehenen Rechte wurden vom Landesherren entsprechend verbrieft, d. i. in einer Urkunde besiegelt. An der Spitze der Stadtverwaltung stand der Stadtrichter. Ihm oblag die Beaufsichtigung für das gemeinsame Leben innerhalb der Stadtmauern, denn zu dieser Zeit kannte man noch keine Bürgermeister und keine Gerichte wie heute. Daher mußte der Stadtrichter an Stelle des Landesfürsten die niedere Gerichtsbarkeit innerhalb des städtischen „Burgfriedens" ausüben.

Der Stadtrichter war ursprünglich ein ernannter herzoglicher Beamter oder ein angesehenener wohlhabender Bürger. Später erhielt die

Bürgerchaft das besondere Vorrecht, den Richter selbst wählen zu dürfen. Leider ist von den zahlreichen Stadtrichtern des 13. und 14. Jhdts. keine einziger Name der Nachwelt erhalten geblieben, da in den damaligen Kriegswirren die ältesten Urkunden und Ratsprotokolle, die allein hätten Aufschluß geben können, durch Feuer vernichtet wurden.

Die ersten Nachrichten finden sich im heute noch erhaltenen Stadtbuche. Hier sind in der Zeit von 1362 bis 1484 unter anderem auch acht Namen von Bürgermeistern verzeichnet, darunter, was sehr bemerkenswert ist, fünf Namen, bei denen zur näheren Kennzeichnung auch der Name ihres Handwerks angeführt wird, woraus man schließen kann, daß diese Männer reiche Handwerker mit Grundbesitz gewesen sein mußten, die ein hohes Ansehen genossen und einen großen Einfluß ausübten. Darüber hinaus spricht es auch für einen hohen Aufschwung des städtischen Lebens, so daß der Stadtrichter nicht mehr in der Lage war, seine Aufgabe allein zu erfüllen. Deshalb wurde mit Bewilligung des Landesfürsten auch ein Bürgermeister gewählt, der die Obfürsorge für die ganze Stadtwirtschaft übernahm. Dem Richter verblieb das Gerichtswesen. Im Range war er dem Bürgermeister nicht gleichgestellt, sondern trat gegen ihn zurück.

Die Einrichtung des Bürgermeister- und Richteramtes nebeneinander läßt sich für Waidhofen noch bis in die erste Hälfte des 16. Jhd. nachweisen. In den „Materialien“ Pfarrer Gröbl's sind auch drei Abschriften von Urkunden enthalten, in denen noch das Wort Bürgermeister, aber ohne Namen aufscheint. Der letzte Hinweis lautet: „Am 17. August 1521 stifteten Bürgermeister, Richter und Rat der Stadt Waidhofen auf der Ley eine ewige Messe.“

Die Aufgaben des Bürgermeisters waren ziemlich umfangreich, so daß dieser für die städtischen Geschäfte viel Zeit opfern mußte. Aus den Ratsprotokollen geht nicht hervor, ob er von der Stadtgemeinde eine geldliche Entschädigung erhielt. An Naturaleinkünften bekam er jährlich einen Anteil von geschlägertem Holz aus dem „Gemeindewald zum Schwarzen Holz.“ Außerdem war er von der Torwache und von jeder Robot, zum Beispiel bei der Ausbesserung der Stadtmauer, befreit.

Ansonsten fanden die Ratsitzungen und Amtshandlungen im Hause des Stadtrichters oder des Bürgermeisters statt. Hier wurden in einem Raume auch die Schriften und Urkunden aufbewahrt. Zu welchem Zwecke das Rathaus erbaut wurde, geht aus den alten Schriften nicht klar hervor, doch finden sich Andeutungen, als dürfte das Gebäude als Ratskammer gedient haben. Nach einer im steinernen Torgewände eingemeißelten Jahreszahl ist anzunehmen, daß der Bau 1522 errichtet worden sei. Erst um die Mitte des 16. Jhd. wird erstmalig das Rathaus erwähnt u. zw. in den Rechnungen des Stadtrichteramtes v. J. 1554. Hier erscheint eine Ausgabe für Wein verzeichnet, die „zu des Streunz Hochzeit auf dem

Rathauß“ bezahlt wurde. Ferner finden wir auch in einem Verrechnungsbüchl der beiden „Ränndtmaister Phillibt Kngler und Cristoff Wymber“ vom Jahre 1579 folgenden Vermerk: „Für das Aufstellen von dreien Stänndt vor der Rathauß Strogen 5 Schilling 20 Pfennig eingenommen.“ Im selben Jahre eine zweite Eintragung: „Item dem Wolff Schloffer für 20 Sackhen (Safen) zum Rathauß 1 Gulden 2 Schilling 6 Pfennig geben.“

Im Jahre 1593 wird ein eigenes Gerichtsgebäude angeführt, worin die Amtshandlungen vorgenommen wurden.

Die Erneuerung des Stadtrechtes erfolgte am 31. Jänner 1375. Herzog Albrecht beurfundete am Mittwoch vor Maria Lichtmeß in einem neuen Briefe den Bürgern der Stadt ihre Rechte und alten Gewohnheiten, da ihnen dieselben „in einer gemainen prunst verprunnen wahren.“ Darnach hatte der Stadtrichter nach dem Räte der Bürger einen Nachrichter zu nehmen. Sollte aber der Richter den Bürgern zu beschwerlich fallen, so haben sie sich an den Landesherrn um Abhilfe zu wenden. Richter und Nachrichter haben nicht das Recht, in der Stadt auszusuchen.

Im Jahre 1492 trat der Fall ein, daß der Rat und die Bürger gegen den Willen des Landesherrn (Kaiser Friedrich IV.) handelten, indem sie den von ihm gesandten Richter Thomas Slager (Schlager), dessen Annahme ihnen unter Strafe von 200 fl anbefohlen worden war, ablehnten, und einen anderen Richter erwählten. Kaiser Friedrich war darüber sehr ungehalten und sandte seinen getreuen Kämmerer Hans Metischacher nach Waidhofen mit dem Auftrage, den Slager in sein Amt einzusetzen, dem Räte und den Bürgern aber bei Androhung der „kaiserlichen Ungnade und Verliesung (Verlust) ihrer Privilegien“ ernstlich zu befehlen, Gehorsam zu leisten und die Einsetzung des Richters nicht zu verhindern.

Die Erträgnisse aus dem Landgericht flossen in die landesfürstliche Kasse mit Ausnahme des Entgeltes für den Richter, das damals 10 Pfund Pfennige betrug. Dies erfahren wir aus einem Stadtberichte vom Jahre 1512 an die Landesregierung in Wien, worin mitgeteilt wird, daß die Bürger nicht einmal im Stande seien, die verfallenen Stadtmauern wieder herzustellen; sie verwalten das Landgericht in der Stadt und geben darnach dem Richter jährlich 10 Pfund-Pfennige. Erst 10 Jahre darnach (1522) verfügte Erzherzog Friedrich eine geldliche Zuweisung „zur Besserung und Erhaltung der Stadt“, indem er ihr das Gerichtsgeld vom Landesgericht verschrieb, ausgenommen die jährlichen 10 Pfunde, welche der Richter erhielt.

Aus besonderer Gnade verlieh König Ferdinand am 20. August 1535 dem Richter und Räte und der Gemeinde der Stadt Waidhofen a. d. Th., nachdem er sie jüngst schon mit dem Stadtgerichte begabt hatte,

auf ihre Bitte auch das Hals- und Hochgericht, nämlich „Bann und Aht“ und zwar mit dem Auftrage, auch jene Malesizpersonen zu richten, welche vom herrschaftlichen Pfleger vorgeführt werden; doch dürfen sie kein Entgelt dafür verlangen und in keiner Weise die Rechte der Herrschaft verletzen. Ferner wurde in dieser Urkunde verfügt, daß die Bürger alljährlich am St. Andreastage (30. November) einen Richter wählen sollen, der sich beim Landesherrn oder bei der Landesregierung vorzustellen habe, um hier „Bann und Aht“ und auch den „Bannbrief“ einzuholen. Erst nach dieser Übernahme besaß der Richter das Recht über Stock (Pranger) und Galgen.

Die Einholung des Blutbannes war selbst in ruhigen friedlichen Zeiten keine angenehme Aufgabe. Schlechte Straßen, Räuberunwesen und ungünstige Witterung erschwerten vielfach die Reise, und der Aufenthalt in Wien, der oft 10 bis 14 Tage zur Erledigung der Geschäfte beanspruchte, verursachten ansehnliche Kosten. Deshalb wurden die Stadtrichter wie auch die Herren des inneren Rates nur aus der besitzenden Schichte genommen, die überdies allein über die nötige Bildung verfügte. In späterer Zeit vergütete der Stadtrat diese Reiseauslagen.

Im Ratsprotokolle vom Jahre 1599 wird berichtet, daß am 8. Jänner der neu erwählte Stadtrichter Paul Stözl mit dem Stadtschreiber Leonhard Degen zur Bestätigung nach Wien reiste, wo er am 18. Jänner vor der Landesregierung seinen Eid leistete und Bann und Aht empfing. Am 3. Februar gab der neue Stadtrichter dem Räte das Bürgermahle. Am 5. Februar erfolgte die Erziehung des ganzen Rates mit dem Stadtrichter und 12 Mitgliedern des inneren und 6 des äußeren Rates. Am St. Andreastage dieses Jahres wurden vom Räte drei zum Richteramte vorgeschlagen und daraus im Schlosse „Christob Wibmer“ als Stadtrichter für das kommende Jahr (1600) erwählt.

Am 13. Dezember 1638 erbat sich die Stadt von Kaiser Ferdinand III. mit Rücksicht auf die hohen Unkosten, die durch die jährliche Richterwahl und durch die Verleihung von Bann und Aht in Wien entstanden, daß die Wahl eines neuen Richters alle drei Jahre vorgenommen werde, wie es bereits an anderen Orten wie in Raabs und Drosendorf üblich sei. Hierzu bemerkte der Abt von Zwettl, als er am 18. Dezember als Wahlkommissär in Waidhofen weilte, wofür er 50 fl empfing, ¹⁾ er halte eine solche Aenderung für sehr nützlich. ²⁾

Aber eine Wiener Reise berichtet das Ratsprotokoll vom Jahre 1651: Der Stadtrichter Michael Longin Otter, Stadtkämmerer Michael Schneeweiß und Stadtschreiber Georg Ludwig Leichenbrandt reisten am 1. September im Auftrage des Stadtrates nach Wien, um die Stadt bei der Guldigungsfeier des Königs zu vertreten. Für die Reise erhielt jeder ein Paar Schuhe vom Stadtrate als Geschenk und an Gehrgeld für

¹⁾ Kammeramtsrechnung der Stadt Waidhofen. — ²⁾ Stiftsarchiv Zwettl.

den Tag 12 Schillinge. Die Unkosten betragen für 11 Tage 49fl 30 fr. Die Reise ging über Wegscheidt, Gföll und Crems; in Stain wurde übernachtet und sodann am Morgen die Reise auf einem Donauschiff fortgesetzt.

Die Bestrafung der Stadtbewohner für geringere Vergehen erfolgte öffentlich bei der Pranger Säule, im Volksmunde auch „Prangerhanzl“ genannt. In Waidhofen wird der Pranger zum ersten Male im Jahre 1557 erwähnt. Der verordnete Einnehmer des Kammeramtes Lenz Lederer verrechnet ein vom Tuchhändler Wolfgang Klampfer gekauftes „Plachenfännl (Fähnlein) auf den Pranger.“ Diese steinerne Figur wurde auf dem Hauptplatze vor dem Rathause errichtet. Hier verbüßten die angefesselten Verurteilten unter dem Gespötte des Volkes ihre Strafe. Eine Änderung des Gerichtswesens trat erst unter Maria Theresia ein. Dies war der Grund, warum der Pranger abgetragen wurde.

Ein anderes Strafmittel war die „Bäckerschupfe“. Sie wurde angewendet, wenn ein Bäcker wegen zu geringen Gewichtes oder schlechter Beschaffenheit des Gebäckes für schuldig befunden wurde. Die Bestrafung erfolgte am linken Thayaufer in Niedertal oberhalb des Wehres gegenüber der „Bruckmühle“. Unter dem Hohngelächter der Zuschauer wurde der Bäcker mit einer eigenen Vorrichtung mehrmals „geschupft“, d. h. unter das Wasser getaucht.

Der Galgen, das Hochgericht, erhob sich auf einem flachen Hügel im Westen außerhalb der Stadt. Hier ließ man den Leichnam des Gerichteten hängen, den Raben und Krähen zum Fraße, den Bewohnern aber als abschreckendes Beispiel. Die richtige Stelle, wo einst der Galgen stand, ist in Vergessenheit geraten und läßt sich heute nicht mehr bestimmen. Der Abbruch erfolgte nach 1784.

Durch die Reform der Gemeindeverwaltung, wie sie Kaiser Josef anordnete, wurde das Stadtrichteramt 1784 ganz aufgelassen; daher erscheinen in der Folge keine Stadtrichter mehr, sondern nur Bürgermeister. Diese wurden jedoch nicht mehr gewählt, sondern von Amts wegen eingesetzt, also ernannt.

Die größte Wandlung vollzog sich im bürgerlichen Leben der Stadt durch das Gesetz vom 17. März 1848, wodurch das Bürgertum eine viel größere Selbständigkeit in der Verwaltung erhielt. Die Bürger wählten nun den Gemeindeauschuß und dieser aus seiner Mitte den Bürgermeister.

Im folgenden wird nun eine Reihenfolge der Bürgermeister und Stadtrichter der Stadt Waidhofen a. d. Th. geboten, soweit sie aus den wenigen erhaltenen Urkunden aus älterer Zeit, aus den Ratsprotokollen, den Pfarrmatriken und Amtsrechnungen nachweisbar sind. Schon Pfarrer Franz Eichmayer hat in der Pfarrchronik eine Reihe zusammengestellt und Konsistorialrat Alois Blesser bringt in seinem Buche „Bei-

träge zur Geschichte der Pfarre Waidhofen a. d. Th.“ ebenfalls eine solche Zusammenstellung, die ich als Grundlage für die Anlegung einer neuen Liste übernommen habe. Es ist mir gelungen, die vorgenannte Reihe um neue Namen und Jahreszahlen zu vermehren. Meine Ergänzungen sind mit einem Sternchen bezeichnet.

Bürgermeister oder Richter 1362—1494:

1362 Otto der Manhart, „purgister ze wandhof¹⁾. — 1389 Friedrich der Gwandjneider (Gewandschneider), Bürgermeister²⁾. — 1418 Lienhard der Raßner, Bürgermeister³⁾. — 1421 Jakob der Brückler, Bürgermeister⁴⁾. — 1442, 1445* Peter der Breuer (Breuer), Stadtrichter⁵⁾. — 1449 Mert der Ehleuber (Aleuber), Bürgermeister⁶⁾. — 1449, 1452 Paul Oder, Stadtrichter⁷⁾. — 1452 Anton Schneider, Bürgermeister⁸⁾. — 1459 Kaspar Brückler, Bürgermeister⁹⁾. — 1460 Jörg (Georg) Breuer, Richter¹⁰⁾. — 1484 Jerig (Georg) Grum, Bürgermeister¹¹⁾. — 1484 Görg (Georg) Poltt, Stadtrichter¹²⁾. — 1488 Hans Beckh, Stadtrichter¹³⁾. — 1492 Thomas Schlager, Stadtrichter¹⁴⁾. — 1494 Georg Poltinger, Stadtrichter¹⁵⁾.

¹⁾ Das Originalpergament war noch 1872 im Pfarrarchiv Waidhofen a. d. Thaya vorhanden, seither verschollen. Abschrift im Memorabilienbuch von Franz Eichmayer.

²⁻¹⁰⁾ Stadtbuch von 1383 im Stadtarchive Waidhofen a. d. Th.

^{11) 12)} Stiftsarchiv Herzogenburg.

¹³⁾ Bernard Pez, Codex dipl. epist. III.

¹⁴⁾ Pfarrarchiv Waidhofen a. d. Th.

¹⁵⁾ Nach 1528 erscheinen keine Bürgermeister mehr, sondern nur Stadtrichter.

Stadtrichter:

1528 Sigmund Römer¹⁶⁾. — 1532* Hanns Gschmeidler*. — 1536 Paul Fuchs. — 1552* Leopold Rezer*. — 1553* Wolfgang Fleischhagfher*. — 1554* Cristoff Drymail (Drimel)*. — 1558* Oswald Steffel (Stößl)*. — 1561 N. Buch. — 1564 Joanes Landstainer. — 1573* Michael Stubenfoll*. — 1576 Sebastian Gatter. — 1580*, 1581* Michael Stubenfoll. — 1582* Phillip Nigler*. — 1583 Sebastian Gatter. — 1584 Wolff Sechtenschwanz. — 1585*, 1586* Ulrich Fuchs*. — 1586 Paul Stößl. — 1587 Sebastian Gatter. — 1587, 1588* Michael Stubenfoll. — 1589* Nicolaß Hoffmann*. — 1590*, 1591*, 1592 Michael Rezer. — 1593, 1594 Ulrich Fuchs. — 1595*, 1596 Paul Landstainer. — 1597, 1598* Gotthart Schwarzmayer. — 1599 Paul Stößl. — 1600 Christob Wibmer. — 1602, 1603 Matthias Landstainer. — 1604, 1605 Ulrich Fuchs. — 1606, 1607 Martin Schneeweiß. — 1608, 1609 Lorenz Praßhinger. — 1610, 1611 Matthias Landstainer. — 1612, 1613 Pelagius Hollfelder. — 1614, 1615 Martin Schneeweiß. — 1616, 1617 Lorenz Praßhinger. — 1618, 1619, 1620 Ambros Hammer. —

1619 Hans Fuchs. — 1621, 1622, 1623 Andreas Baur. — 1624*, 1625* Hans Grämbel* (Grämel). — 1626*, 1627* Hans Brandh*. — 1627, 1628 Jakob Seß. — 1631, 1632 Dietrich Landstainer. — 1633, 1634 Hans Grämel. — 1635, 1636 Andreas Schmidt. — 1636* Ambros Hammer. — 1636 Hans Grämel. — 1638 Jakob Sezer von Wald. — 1638 Jakob Söß. — 1640 Wolf Röber. — 1640—1643 Hans Grämel. — 1645—1647, 1648*, 1649* Simon Rueßwurm. — 1650, 1651*, 1652, 1653, 1654*, 1655*, 1656, 1658* Michael Longin Otter. — 1659* Tobias Zienner. — 1661*—1667* Michael Longin Otter. — 1668*, 1669, 1670* 1671*, 1672*, 1673*, Tobias Zienner. — 1674 N. Landstainer. — 1675, 1676 Thomas Beneditter. — 1677, 1678*—1680* Tobias Zienner. — 1680 Thomas Beneditter. — 1685 Martin Höllriegl. — 1689*, 1690*, 1691 — 6. VI. 1695 Tobias Zienner. — 1695* (v. 17. VI. — 31. XII.) Andreas Wilhelm Landstainer*. — 1696—1698 Johann Jakob Bernstädt. — 1700, 1701, 1702* Johann Petschner. — 1703*, 1704—1713, 1714* Johann Jakob Bernstädt. — 1715*, 1716, 1717*, 1718* Zacharias Zienner. — 1719—1724 Johann Jakob Bernstädt. — 1724 Johann Georg Sürich (Sirich). — 1725, 1727—1729*, 1731 Franz Bichinger. — 1733, 1735*, 1736* 1737, 1738* bis 30. VI. 1739* Jakob Geißelbacher. — 1740 Thomas Baur. — 1743*—1746*, Johann Jakob Fischer*. — 1746, 1747*, 1748*, 1749, 1750* Thomas Tibold. — 1750 Johann Jakob Fischer. — 1751—1753, 1754*, 1755* 1756, 1757*—1761*, 1762, 1763* Rudolf Prinz. — 1764, 1765*—1770*, 1771, 1772*—1774* Johann Michael Schloffer. — 1775, 1776* Ignaz Franz Föllner. — 1777*—1781* Johann Michael Schloffer.

- Ernante Bürgermeister:

1785, 1786, 1787*—1789* Matthias Zimmerl. — 1790*—1794*, 1795, 1796* Josef Zimmermann. — 1797*, 1798, 1800*, 1801, 1802*, 1803*, 1805* Karl Josef Fellner. — 1806*, 1807* 1808* Franz Röber*. — 1808 Karl Krammer. — 1812, 1813*—1823*, 1825*—1827*, 1829* Martin Wagner. — 1830, 1831*—1836*, 1838* Josef Hofmann. — 1840, 1842*, 1844*—1847* Anton Kroppus.

Gewählte Bürgermeister:

1849—1858 Franz Höbarth, Kaufmann. — 1858—1864 Josef Liebl, Kaufmann. — 1864—1867 Agud Querefer, Lehrer und Wirtschaftsbefitzer. — 1867—1879 Josef Liebl, Kaufmann. — 1879—1882 Johann Hauer, Gastwirt „Zum goldenen Stern“. — 1882—1891 Laurenz Kamernik, Seifenfieder. — 1891—1905 Johann Niederleuthner, Glasbändler. — 1905—1919 Karl Kamernik, Seifenfabrikant. — 1919—1934 Franz Neuwirth, Schulrat. — 1934—1938 Johann Haberl, Ökonomie-

Zur Gründungsgeschichte von Meisling

Von Heinrich Hengstberger.

Meisling gehört zu den ältesten Pfarren von Nieder-Osterreich. Sie war eine von den 13 Großpfarren, die bis in die Mitte des 12. Jahrhunderts eine Einheit bildeten und nicht nur die größten, sondern auch die reichsten des Landes waren, und zwar: Eggendorf, Ellend, Falkenstein, Gars, Hollabrunn, Klosterneuburg, Meisling, Pollan, Pulkau, Rußbach und Weitersfeld.

Wann und von wem Meisling gegründet worden ist, liegt im Dunkel. Auch der Ortsname, über dessen Herkunft die Gelehrten noch nicht einig sind, gibt keine Klarheit. Pfarrer Dr. Anton Grodegh, ein Förstersohn aus dem Bierzigerwald bei Schiltern, vertritt die Ansicht, daß sich der Name (1111 Muzliche, 1124 Mozlich, 1224 Muzlik) von einem Gründer oder Besitzer Muzlik herleite. Der Heimatforscher Franz Kießling ist der Meinung, die Endung -ik des zu Muzlik(e) entstellten Namens sei nicht immer ein slawisches Merkmal, sondern wie die ältere Endung -ich die mundartliche Form des althochdeutschen -ing. Bei „Meisling“ liege der Name des Ortsgründers Muzo oder Muzzo vor, das sei die Rußform für altdeutsche Vollnamen wie Modram, Moidram (siehe Moidrams bei Zwettl) u. dgl. Die Rußform zu „Moz“ laute „Mozilo“, und der hievon gebildete Familienname Mozilich habe sich in Moziling gewandelt. Man werde daher gut tun — meint der Forscher —, auch alte Ortsnamen auf -iche oder ik(e) als deutsche anzusehen.

Die Pfarrkirche von Meisling, ursprünglich wahrscheinlich nur ein Holzbau, ist zweifellos von Passau aus zu Ehren des hl. Stephan errichtet worden. Unter dem Markgrafen Leopold III. (1096—1136) wurde die verfallene Kirche neu aufgebaut und im Jahre 1111 durch Bischof Ulrich von Passau geweiht. Damals wurden auch die Grenzen der Pfarre Meisling bestätigt, die „seit alters“ (*longa temporis antiquitate*) von den benachbarten Pfarren durch die Krems und den Kamp geschieden wurde. Später entstand jedoch ein Streit über diese Pfarrgrenzen, weshalb sie Bischof Konrad von Passau, ein Sohn Leopolds III. des Heiligen, im Jahre 1157 durch eine zu Heinrichschlag ausgefertigte Urkunde neu festsetzte.

In dieser Urkunde wird Gottfried als (der älteste dem Namen nach bekannte) Pfarrer von Meisling genannt, der zuvor Kaplan und Ministeriale des Herzogs Heinrich II. Jasomirgott war. Die Grenze des Pfarrgebietes von Meisling ging nun im Norden vom Ursprung des

Kleinen Kamp bis zum Reislingbache bei Krumau, von dort östlich über Burgstall bei Kronsegg durch den Tiefenbachgraben bei der heutigen „Königsalm“ zum Kremsflusse, der die Südgrenze des Pfarrgebietes bildete, doch gehörten auf dessen rechtem Ufer noch die Dörfer Ostra, Reichau, Nöhagen, Maigen, Heinrichschlag und Albrechtsberg zur Mutterpfarre Weisling. Im Westen bildete die Kleine Krems vom Ursprung bis zur Vereinigung mit ihrer großen Schwester die Grenze.

Aus diesem weitverzweigten Pfarrsprengel, der nicht weniger als 19 Orte umfaßte, gingen späterhin die Pfarren Albrechtsberg, Eis, Gföhl, Groß-Reinprechts, Lichtenau, Niedergrünbach, Ottenschlag, Raßbach, Raßtenfeld und Sallingberg hervor; von diesen war Gföhl bis zum Ende des 17. Jahrhunderts vom jeweiligen Pfarrer von Weisling als Lehensherrn und Patron abhängig.

Im Jahre 1212 wurde die Pfarre Weisling dem kurz vorher errichteten Zisterzienser-Kloster Lilienfeld einverleibt. Die Mönche dieses Ordens haben ihren Namen vom Stammkloster Cistercium bei Dijon in Frankreich. Der Orden umfaßte am Ende des 12. Jahrhunderts 728 Klöster. Neben der Erfüllung ihrer seelsorgerischen Pflichten trieben die Ordensbrüder unermüdetlich den Landbau; sie schulten nicht nur die herangezogenen Ansiedler in der Kultivierungsarbeit, sondern waren selbst mit Pflug, Spaten und Hacke tätig. — Die Pfarre Weisling gehört noch heute den Zisterziensern von Lilienfeld.

Die Pfarrer der eingangs angeführten 13 Großpfarren, „Aboitel-pfarren“ genannt, dürften das alte Stiftskapitel des Kollegiatstiftes Klosterneuburg gebildet haben, das für das Jahr 1108 erstmals urkundlich bezeugt ist. Das Stift wurde einige Jahrzehnte später — wahrscheinlich bald nach dem Tode des Bischofs Hermann von Augsburg (1133) — in ein reguliertes Chorherrenstift umgewandelt. Dieser Bischof, ein Bruder der als Kreuzzugsteilnehmerin bekannten Markgräfin Sta, der Gemahlin Leopolds II., war der letzte Sproß des in der Ostmark — vor allem im Gebiete der 13 Großpfarren — reich begüterten Geschlechtes der Grafen von Cham und Bohburg. (Cham liegt ungefähr 50 km nordöstlich von Regensburg an der Regen, Bohburg ebenso weit südwestlich von Regensburg an der Donau.)

Das bedeutende Erbe des alten Grafengeschlechtes der Cham-Bohburger dürfte dem Markgrafen Leopold III. als Neffen des verstorbenen Augsburger Bischofs Hermann zugefallen sein, denn nach 1133, dem Todesjahre dieses letzten Bohburgers, sind die Babenberger plötzlich ein reiches und mächtiges Geschlecht. So erreichte Leopold III. vermöge seines großen Einflusses für zwei seiner Söhne drei Bischofsitze (Konrad erhielt Salzburg und Passau, Otto bekam Freising), er zeigte sich aber auch der Kirche gegenüber durch besondere Förderung dankbar.

Da erst im Jahre 1135 die 13 Großpfarren als Eigenpfarren der

Babenberger aufscheinen (die oben erwähnte Urkunde vom Jahre 1111 wurde ja, wie Oskar Freiherr von Mitis nachgewiesen hat, erst nachträglich gegen die Mitte des 12. Jahrhunderts angefertigt!), können nicht die Babenberger die Gründer dieser Pfarren gewesen sein. (Das heutige Chorherrenstift Klosterneuburg, ein späterer Bau, verdankt seine Gründung wohl Leopold III. dem Heiligen.).

Aus den vorstehenden Hinweisen läßt sich ohneweiters der Schluß ziehen, daß auch Meisling nicht von den Babenbergern, wie angenommen wird, sondern von den Grafen von Cham-Bohburg, die als Besitzvorgänger der Babenberger in den „Apostelpfarren“ gelten, gegründet wurde, und man wird somit auch die Errichtung von Kirche und Pfarre Meisling in eine frühere Zeit als um die Mitte des 11. Jahrhunderts — vielleicht sogar weit vor die Jahrtausendwende — zurückverlegen dürfen. Beweisen läßt sich dies urkundlich nicht, doch spricht die Wahrscheinlichkeit sehr dafür.

Literatur:

Geschichtliche Beilagen zum St. Pöltner Diözesanblatte.

Oskar Freiherr von Mitis, Studien zum älteren österreichischen Urkundenwesen.

Hans Wolf, Die Anfänge des Stiftes Klosterneuburg. (Im Jahrbuch des Vereines für Landeskunde von N.O. 1948.)

Dr. Anton Hrodegh, Aus der ferneren Vergangenheit von Langenlois und dem südlichen Waldviertel, Langenlois 1919.

Franz Kießling, Erklärung einiger Ortsnamen aus dem Kamp-, Krems- und Loistalgraben, Wien 1925.

Dopsch, Die landesfürstlichen Urbare Nieder- und Ober-Osterreichs aus dem 13. und 14. Jahrhundert.

Die Gründung der Poststationen Zuberegg, Böggstall und Gutenbrunn 1791

Von Inspektor Franz Sutter, Melf

Josef Weber, Edler von Fürnberg (1742—1799) brachte erstmalig 1778 den Vorschlag, einen Postkurs durch das Weiental zu führen, ein und stellte an die kaiserliche Hofkanzlei das Ersuchen, in Martinsberg und Gutenbrunn eine Poststation errichten zu dürfen; über das Schicksal dieses Ersuchens ist nichts weiteres bekannt. Die sicherlich negative Erledigung konnte den überaus geschäftstüchtigen Fürnberg nicht abschrecken, 1787 sein Ersuchen zu wiederholen, jedoch mit der Abänderung, Poststationen in Zuberegg, Böggstall und Gutenbrunn zu errichten und diese ihm erblich zu verleihen. Der Grund, warum Fürnberg gerade an diesem Raum so interessiert ist, waren wohl seine umfangreichen Waldbesitzungen im Weinsberger-Forst. Das dort geschlägerte Holz wurde auf der Weiten nach Weitenegg an der Donau geschwemmt, in der Sainer-Qu gestapelt, zu Flößen abgebunden und nach Wien geliefert. Für den

Umfang dieses Holzhandels sprechen folgende zwei Zahlen: das damalige Wien hatte einen jährlichen Holzbedarf von rund 70.000 Klafter Holz, Fürnberg lieferte rund 30.000 Klafter, abgesehen davon war Fürnberg auch der Besitzer von Schloß und Herrschaft Leiben im Weiental.

1780 baut Fürnberg in der Gainer-Au ein kleines Schlößchen mit vier Wirtschafts- und Wohngebäuden in Maria-Theresianischem Stil für sich und seine Dienstleute und wird diese neue Siedlung nun Zuberegg genannt. Fürnberg hat aber seinen Plan der Errichtung der drei letztgenannten Poststationen nicht aufgegeben, und wird abermals unter Hinweis darauf, daß er aus eigenen Mitteln eine Straße von Zuberegg nach Gutenbrunn bauen ließ, 1787 vorstellig. Unter Hinweis darauf, daß eine Errichtung einer Poststation in Zuberegg die Postmeister von Melk, Krems und Kemmelbach schwer schädigen würde, wurde das Ersuchen abgelehnt und bemerkt, daß eine erbliche Verleihung ab 1775 unzulässig sei. Es dürfte sich hier um Ausreden handeln, denn Fürnberg's Vater fuhr in Begleitung von Josef von Managethas beim Einzug der Braut Kaiser Josefs II. im 1. von 94 Wagen, demnach muß er dem Hof sehr nahegestanden sein. Erst Kaiser Leopold II. bewilligte 1791 Fürnberg's 3. Ansuchen zur Errichtung der Poststation Zuberegg, Böggstall und Gutenbrunn und verlieh ihm auch das Erbrecht. In der kaiserlichen Verordnung wird auch Erwähnung getan, daß Fürnberg die von ihm erbaute Straße von Zuberegg nach Gutenbrunn zur Bequemlichkeit der Reisenden als „Chaussée“ herrichten ließ. Die kaiserliche Verordnung gebot Fürnberg, auf jeder Poststation einen beeidigten Expeditior anzustellen, die Strecke zweimal wöchentlich tour und retour mit einem Postwagen befahren zu lassen, die Anschlußverbindungen mit den Stationen Melk, Krems und Zwettl herzustellen, an beiden Donaufern seine eigenen Schiffsleute zur Überfuhr bereit zu halten und gestattet schließlich, über Verlangen, Reisende von Gutenbrunn aus nach Zwettl, Krems, Kapliß, Budweis usw. zu befördern. Einem späteren Auftrug (1792) zufolge hätte Fürnberg für die Erhaltung der Poststraße selbst aufkommen sollen, was er aber entschieden ablehnte. Fürnberg erklärte, er werde erst nach Instandsetzung der Poststraße, die damals über Seiterndorf führte, gegen ein Drittel Portoanteil und Ersatz des Mittgeldes die Postwagenfahrten wieder aufnehmen, ließ es aber scheinbar nur bei dieser Erklärung bewenden. 1795 ersucht Fürnberg den täglichen Postkurs auf eine wöchentlich zweimalige „Ordinari“ einzuschränken, was auch bewilligt wurde.

Die Eröffnung der Poststation zu Zuberegg, der Ort bestand nur aus fünf Objekten (heute sechs), gab der Expiditor Peyer mit folgendem Schreiben dem Marktrichter zu Marbach an der Donau bekannt: „Es haben von Sr. Majestät dem Kaiser, König zu Ungarn und Böhmen, Galizien und Lodomerien, Erzherzog zu Osterreich, unseren allergnädig-

sten Landesfürsten und Herrn Leopold den Zweiten, den Herrn Obristleutnant Edler von Fürnberg, aus höchster Gnade blos zum Nutzen, zur Bequemlichkeit und besseren Beförderung und behuf des Publikums, eine kais. königl. Poststation zu Luberegg, eine derlei zweite zu Böggstall, dann eine dritte zu Gutenbrunn am großen Weinsbergerwald zusammen drei Stationen errichten zu dürfen, erbeigentlich erhalten.

In gehorsamer Folge ist zu der kais. königl. Poststation Luberegg die Ortschaft Marbach als dieser um so viel näher gelegenen Bequemlichkeit die Donau nicht passieren zu dürfen, kein Urfahr oder Überfahrts-geld mehr auszulegen, mit ihrer Korrespondenz sonderlich in Zeiten auf der Donau besser und geschwinder befördert, bei sich ereignetem Eisstoß auf dem Strome, wie bis nun von jenseitigen Poststationen, in der Abgabe und Aufgabe beschehen nicht gehemmt zu werden, die Briefe Tag täglich auf- und abnehmen zu können, zugeteilt worden.

Man hat sich von Seite hiesigen kais. königl. Poststation Luberegg verpflichtet zu sein geachtet, der Ortschaft Marbach diese allerhöchste Entschließung und Begnadigung, dann das Unternehmen Sr. Hochreichs-ritterlichen Gnaden Tit. Herrn Obristleutnant von Fürnberg, daß nämlich vom 1. dieses Monats November der neue Postkurs, dann die zur Kartierung der Briefe vom kais. königl. Obristhofpostamtes in Wien selbst dann von dem Hauptpostamt Linz und der Station Melf, nicht minder von den zwei nebst hiesigen neu errichteten Stationen Böggstall und Gutenbrunn angefangen, so von welchem Tag an auch alle ankommenden Passagiere und wer es verlangt, nach allerhöchster Verordnung von hier aus nach Böggstall, St. Pölten und Kemmelbach gegen Erlegung des ausgemessenen Mittgeldes, so wie es auf jeder Station gewöhnlich ist, auf das Beste befördert werden und da die Journal- und Ordinaripost alle Tage auf obbesagten Stationen ankommt und abgeht, die Briefe aufgegeben und abgenommen werden können, zu erinnern und bekannt zu machen, um sich der aus höchster Gnade, und der Bemühung des Herrn Obristleutnant von Fürnberg erfließend vorzüglicher Bequemlichkeit wie oben besagt bedienen und benutzen können.

Nur wird erforderlich sein, von dort aus die Veranstaltung zu treffen durch sicheren Boten die Briefe bei hiesiger kais. königl. Station aufgeben und abnehmen zu lassen; in übrigen man alle Beförderung von hieraus zusichern kann.

Sollte etwa gefällig sein, sich mit anderen Ortschaften, wegen eines wählenden Boten ins nachbarliche Einvernehmen zu setzen, so könnte aus der angehefteten Nota, welche Orte hiesiger Station zugeteilt worden, ein und anders entnommen werden, und daß zum Beispiel ein Bote nach der Donau abwärts alle Orte wo er ohnehin durchzugehen bemüßigt, mit Überbringung der Briefe bedienen könnte.

Man verhofft die beste Einleitung und soll man von Seite der oft

befagten kais.königl. Poststation zur Treibung der Einleitung etwas beizutragend vermögend sein, so erbittet man sich auf beschehene Erinnerung zu derlei Gefälligkeiten. Ubrigends kann der betragende Briefporto, Zeitungen, vorweg man noch in diesem Jahre beliebig Bestellungen zu machen ersuchet, und deswegen eine Ankündigungsnota aller herauskommender Zeitungen nebst den Betrag hiervor zu zuzenden die Ehre haben wird, nach belieben monatl., viertel-, halb- und ganzjährig bezahlt werden, auch wie es bei anderen Poststationen gepflogen worden sich benommen werden kann. Es werden auch beschwerte Briefe, Pretiosen und anderes auf den kais.königlichen Postwagen befördert, endlich ersuchet man mit der Einleitung des Boten baldigst fürzuzugehen, um so mehr da täglich Briefe ankommen, oft sehr pressieren, damit diese nicht liegen bleiben, vorweg hiesiger Station nicht im mindesten etwas zugemu'et werden kann und das sich heraus erfolgende Übel selbst zugerechnet werden muß.

Lubereck, den 10. November 1791.

Pr. kais. königl. Poststation allda
Bayer mp. Exped.

Man ersucht um Kundmachung.

An den

Marktrichter zu Marbach.

Aus der dem vorstehenden Schreiben beigelegten Nota geht hervor, daß die Poststation Luberegg das Gebiet von Marbach nach Spitz mit einem rund 6 km tiefen Parallelstreifen zur Donau umfaßte (ca. 200 km).

1795 verkaufte Fürnberg seine nördlich der Donau gelegenen Besitzungen, auch Luberegg, an Freiherrn von Braun, der diese im gleichen Jahr an Kaiser Franz veräußerte, der sich gerne in der Zeit von 1803 bis 1812 im Sommer über in Luberegg aufhielt. Im Mai 1841 wurde die Poststation nach Leiben verlegt.

Aus dem Verkaufserlös erkaufte Fürnberg von Ignaz von Sava die Poststationen Melk, später auch Burkersdorf, Perschling, und tragen diese Posthäuser den feinen baulichen Geschmack ihres Hausherrn Fürnberg, wobei gerade das Posthaus in Melk als größter, besonders reich mit Postemblemen verzierter Bau hervorzuheben ist. Das Melker Posthaus wurde vom Baumeister Franz Wipplinger, der auch die Griechenkirche am Hafnersteig und das Palais Modena in der Beatrixgasse erbaut.

Ein kleines Bild über Fürnberg selbst ergibt sich aus einem Besichtsverdeschreiben der Melker, worin es heißt: er ist ein Haus-tyrann größter Sorte, der sein ganzes Personal lächerlichen Quälereien aussetzt und der eine ganz übertriebene Meinung von der Wichtigkeit

eines Postmeisters hat.“ Eine dieser lächerlichen Quälereien war, daß Bedienstete strafweise schwarze Perücken tragen mußten. — So kleinlich Fürnberg sein konnte, so großzügig war er in seinen Bauten; so hat er in dem Weinsbergerforste einen Stollen durch einen Berg schlagen lassen, um mehr Schwemmwasser in die Weiten zu bekommen, aber auch gleichzeitig das Holz durchschwemmen zu können. Sein schöngeistiger Vater war ein besonderer Gönner Handys.

Der Verfasser bittet um die Überlassung von Ganzbriefen mit den Poststempeln der Ämter Gutenbrunn, Pöggstall und Luberegg vor 1850, demnach ohne Briefmarken, für weitere Forschungsarbeiten. Anschrift: Insp. Franz Hutter, Melk, Brieffach 1.

Alons Karl Seyfried

(Dem Andenken eines Waldbiertler Dichters gewidmet)

Von Sepp Hofmann, Hauptschuldirektor i. R., Bürbach

Auf dem Vereinsberge in Schrems, einem Städtchen im oberen Waldbiertel, an der Bundesstraße gelegen, die von Wien nach Prag führt, grüßt uns das Denkmal des Dichters Robert S a m e r l i n g, der in dem nur zwei Wegstunden entfernten Kirchberg a. W. das Licht der Welt erblickte. Ein Aussichtsplateau an der Südseite der Parkanlage eröffnet uns einen reizvollen Ausblick auf die im Westen liegenden Grenzberge mit ihren waldumrauchten Ausblick auf die im Westen liegenden Grenzberge mit ihren waldumrauchten Gipfeln.

Dort hat Alons Karl Seyfried oft verweilt, verfunken in das strenge Antlitz des Dichters, verfunken in das stimmungsvolle Bild der Waldheimat. Und dort wurde auch in dem Jüngling schon frühzeitig der Wunsch rege, seinem großen Landsmann nachzueifern.

Die Voraussetzungen dazu waren in reichlichem Maße vorhanden. Während ihm sein Vater die männliche Erscheinung und die Liebe zur Musik als Gabe in die Wiege legte, erbt er von der Mutter, einer geborenen Fißlthaler, den Hang zur Poetereie, welche Gabe in der Familie geschlummert hatte, um in diesem Sproß frohe Wiedergeburt zu feiern. Sein Großvater, Karl Fißlthaler, war Landtags- und Reichsratsabgeordneter in der alten Monarchie und bekannt als hervorragender Redner vermöge seiner Sprachgewalt und des wohlklingenden Organs.

In Schrems, wo Alons Karl Seyfried am 2. Mai 1909 geboren wurde, verlebte er seine Jugendzeit. Der Aufenthalt auf dem geräumigen Hofe des Großvaters, der auch die Stelle eines k. k. Postmeisters bekleidete, förderte in dem hoffnungsvollen Knaben die Liebe zur Natur und zu ihren Kreaturen. Die Büchse auf der Schulter, so streifte der angehende Jüngling durch die Wälder der Heimat, um des edlen Weid-

werks zu pflegen, oder er ergab sich im nahen Schloßpark, den der Braunaubach in Mäandern durchquert, seligen Stunden der Träumerei. Zu Hause spannte sich Aloys Karl mit Eifer ein in die Erzählungen von Storm, Hauff, T. L. A. Hoffmann und Adalbert Stifter, die ihm richtunggebende Impulse vermittelten. Den ursprünglichen Plan, Kaufmann zu werden, gab er auf, als es ihm klar wurde, daß seine Talente auf die Laufbahn des Dichters hinwiesen.

Die engere Heimat stand seinen ersten poetischen Schöpfungen ziemlich teilnahmslos gegenüber. Trotzdem kämpfte er mit zäher Entschlossenheit alle Hemmungen nieder und widmete sich als Autodidakt kunst-historischen, literaturwissenschaftlichen und philosophischen Studien. Schritt für Schritt erklimmte er den dornenvollen Weg zum Aufstiege, wovon seine dichterischen Arbeiten Zeugnis geben.

Bereits in den ersten Jünglingsjahren versuchte er sich als Dramatiker und schrieb den Einakter „Waldmark“, der auf der Dilettantenbühne in Schrems aufgeführt wurde, um sodann als Lyriker und Essayist hervorzutreten.

Im Jahre 1930 veröffentlichte der erst Einundzwanzigjährige seinen ersten Gedichtband „Kampf der Straßen“. — Die heimatische Landschaft in ihrer Herbheit klingt in den oft wehmütigen Versen wieder, die dem frühreifen Dichter einen Platz in der modernen österreichischen Lyrik sichern.

Zwei Jahre später folgte ein zweiter Gedichtband, „Das ewige Lied“, zu dem sich Professor Dr. Rabenlechner äußert: „Das ist das Große an seiner Kunst, einem Vers die Gewalt eines ganzen Buches zu geben.“

1933 folgte „Der Kompaß für morgen“, eine Prosasammlung von Bekenntnissen zeitgenössischer Autoren.

Im Jahre 1936 gab Seyfried die „Fürstensaga“ heraus, eine epische Dichtung, deren heldenhafte Gestalten an das Nibelungenlied gemahnen. Dichter und Kritiker äußerten sich in zustimmender und schmeichelhafter Weise über das prachtvolle Werk. So schreibt Kurt Eggers: „Ich las das Manuskript und war sofort von der wunderbaren Klarheit der Sprache und der Echtheit der Gefühle entzückt. Seyfried ist ein Dichter, der den Mut hat, jeden Schwulst zu meiden und einfach zu sein.“ Karl Hans Strobl nennt die Fürstensaga ein „gutes und tüchtiges Buch, voll Kraft, Schwermut und Zuversicht.“ Egmont Colerius äußert sich u. a.: „Dieses Werk des jungen Dichters Seyfried hat mich tief ergriffen. Wir wünschen dem jungen Autor für seine literarische Zukunft alles Gute und sagen ihm einen steilen Weg des Aufstieges voraus.“ Die Fürstensaga wurde für den Rundfunk bearbeitet und so in der breiten Öffentlichkeit bekanntgemacht.

Der Dichter sprach auch wiederholt im Rundfunk und bewies bei

seinem Vortrag im Studio der „Kavag“ nach damaliger Kritik „nicht nur, daß er ein Dichter, sondern auch ein Vortragsmeister war, der seine Schöpfungen so interpretiert, die ihm eigene Wortgebung so nuanciert, daß der Vortrag Einblick in das Schaffen und Seelenleben des Dichters gewährt.“

1936 kam Karl Mloys Seyfried nach Berlin. Seine Willenskraft und seine Begabung siegten auch hier über alle Widerstände. Nachdem er in verschiedenen Fachblättern gearbeitet hatte, nahm er mit der „Ufa“ Fühlung. Nach einigen Probearbeiten wurde er Lektor und errang in kurzer Zeit die Stelle eines Dramaturgen. Nicht lange aber konnte er dieser fruchtbringenden Tätigkeit obliegen. Der zweite Weltkrieg war inzwischen ausgebrochen und Seyfried rückte 1940 nach Potsdam zu einer Panzerabteilung ein. Nach der militärischen Ausbildung ging er sodann nach Norwegen ab. Auch dort arbeitete er noch schriftstellerisch und sprach auch in Oslo im Rundfunk. Nach Ausbruch des Krieges mit Rußland kam er mit seiner Division nach Finnland.

Anfangs Oktober 1941 langte bei seinen Lieben die erschütternde Kunde von seinem Heldentode ein. Der Wald, den er so geliebt, wurde ihm zur ewigen Ruhestätte. Eines seiner letzten Gedichte, von Todesahnung durchzittert, lautet:

Herr! Wenn meine Stunde kommt,
Laß mich nicht krank verderben,
Laß mich nicht müd in Daunen sterben,
Laß mich mit starken Armen
In das Erbarmen deiner Gnade ein!
Laß mich im Wetter eines Kampfes sein,
Laß mich ein Schwertschlag, Donner,
Laß mich ein Blitzstrahl sein,
Der zünden, brennen, flammen muß,
Um tot zu sein!

Heimweh erklingt mit Macht in manchen seiner Kriegsverse, wie etwa in den folgenden:

Der Soldat und der Frühling.

Ich stand mit schweren Schuhen,
Den Marsch des Krieges noch im Blut.
Ach, weilen, kurz verweilen,
Wie tut das Ruhen gut.

Da lag zu meinen Füßen
Ein Falterflügel, braun und weiß,
Auf einer Handvoll Erde,
Ja, zwischen Schnee und Eis.

Ich muß urplötzlich denken
An ein ganz anderes Erblühn,
Und daß die wilden Tauben
Nun wieder feldwärts ziehn.

Und daß daheim der Brunnen
Vorm Haus, genau wie früher auch
Treu seine Strophen plaudert
Dicht unterm Haselstrauch.

Und ob mich einmal wieder
Das Rauschen meines Waldes grüßt,
Und mich die liebste Frau
Zum Wiedersehen küßt.

Ich sah sie gütig schreiten
In einem weiten, bunten Kleid,
Und alle Blumen freuten
Sich ihrer Lieblichkeit.

Sie ging mit leisen Schritten,
Wie eine Wolke schwebend hin.
Ich aber sah den Frühling,
Den Frühling vorüberziehn.

Dieses Kriegsgedicht dokumentiert mit erschütternder Eindringlichkeit, wie sehr der Dichter an der von ihm besungenen und über alles geliebten Waldheimat hing, die er, von einem tragischen Geschick ereilt, nicht mehr wiedersehen sollte.

Das große Marterl bei Buch

Von Edmund Daniek

Es ist weithin sichtbar, denn wie ein hoher weißer Zeiger steht es auf dem bewaldeten Höhenzug an der Straße Waidhofen an der Thaya — Buch.

Bildstock bzw. Marterl, diese Bezeichnung paßt eigentlich nicht gut, denn es ist ein massiges Bauwerk in der Größe einer kleinen Kapelle.

Wer hat es errichtet? Man behauptet, daß an dieser Stelle bereits um das Jahr 1405 ein Denkmal gestanden und daß der Platz ringsum ein einstiger Bestfriedhof sei. Die Legende besagt weiter, daß in diesem Bauwerk ein Leichnam ruhe. Ein Priester soll es sein, der während eines Verzehrganges nach Hollenbach an dieser Stelle plötzlich gestorben und daher auch hier begraben worden sei, weshalb man später diesen kapellenartigen Aufbau errichtet habe.

Wie bei vielen Legenden liegt auch hier ein Teil Wahrheit zugrunde. Als zu Beginn der Neunzigerjahre des vorigen Jahrhunderts das Bauwerk schadhaft wurde, ließ es die Witwe eines Wiener akademischen Malers, Frau Rosa Burkholzer, 1894 auf ihre eigenen Kosten neu erbauen. Nun fand man beim Abbruch des alten Baues tatsächlich ein menschliches Gerippe. Der aus Waidhofen geholte Bezirksarzt Dr. Eugen Hofmohl stellte fest, daß es sich um die Gebeine eines jüngeren Mannes handle, der mindestens 200 Jahre hier begraben liege. Wenngleich sich nirgends eine authentische Aufzeichnung über den Tod dieses Priesters und seine gewiß ungewöhnliche Bestattungsart findet, so ist es sicherlich nicht von der Hand zu weisen, daß der in der Marter von Buch Bestattete tatsächlich ein Priester gewesen ist, der bei Ausübung seines geistlichen Amtes plötzlich vom Tode ereilt wurde. Wer weiß, unter welchen tragischen Umständen dies erfolgt ist, was eben zur Errichtung dieses Baues Veranlassung gab? Aber ebenso kann auch angenommen werden, daß es sich hier um einen Akt grausamer Volksjustiz gehandelt hat. Die Gebeine können auch weit älter als 200 Jahre sein. Die Zeiten nach dem 30jährigen Kriege waren höchst unsicher. Abgerüstete Landsknechte durchzogen jahrelang einzeln und in Gruppen halb Europa. Diese Elemente, denen ein Menschenleben nichts galt, die raubten, stahlen und plünderten, wo sich nur Gelegenheit bot, durchstreiften auch das Waldviertel. Vielleicht hat man damals so einen Kerl des Viehdiebstahls oder Mordes bezichtigt und er wurde von der erbitterten Bauernschaft in Ausübung der damals recht häufig vorgekommenen Volksjustiz kurzerhand erschlagen und da er ein Verbrecher war, nicht im Friedhofe, sondern beim Bestacker verscharrt. Vielleicht hat sich später die Unschuld des Hingerichteten herausgestellt und aus Reue hierüber und in Verbindung mit der Erinnerung an die Bestopfer erfolgte die Erbauung der großen Gedenkmarter. Die Legende hat dann im Laufe der Jahrhunderte aus dem unschuldig Hingerichteten einen Priester gemacht.

Wie die Sache nun sei; festgestellt kann sie heute unmöglich mehr werden. Tatsache dagegen ist, daß man 1894 beim Neubau der großen Buchmarter die Gebeine des Aufgefundenen neuerlich dort bestattete, daß der damalige Ortspfarrer eine Urkunde nebst den damals gebräuchlichen Geldsorten in den Sockel des Denkmals einmauern ließ und daß das neuerrichtete Denkmal am 16. Juli vom Propst Dr. Wiesinger aus Eisgarn feierlich eingeweiht wurde.

Die „Buch-Marter“, die in ihrer heutigen Form und Größe der früheren vollkommen gleicht und die so seit Jahrhunderten höhenherrschend die weiteste Waldviertlerlandschaft überblickt, zählt zu den ältesten Denkmälern des Waidhofner Bezirkes.

Groß-Schönauer Festtage

Am 5. September 1954, einem strahlend schönen Spätsommertage, feierte Groß-Schönau im oberen Waldviertel das Fest der Markterhebung und des 800jährigen Bestandes.

Der neugestaltete Marktplatz der alten Ruenringer Siedlung war mit Tannenreißig und Eichenlaub festlich geschmückt, zahlreiche Fahnen, von denen manche schon das neue Marktwappen trugen, wehten auf Straßen und Plätzen. Schon früh morgens strömten die Besucher aus der näheren und weiteren Umgebung herbei, während etwas später zahlreiche prominente Festgäste durch den Bürgermeister Franz Knapp begrüßt werden konnten. Unter ihnen sah man Landeshauptmann Ökonomierat Steinböck, den Rektor der Wiener Universität Prof. Schönbauer, den Abt des Stiftes Zwettl, Herrn Prälaten B. Koppensteiner, den Wiener Stadtrat Komm.-Rat Lakowitz, M.R. Th. Cerny, die leitenden Herren der n.ö. Landesverwaltung und zahlreiche Bürgermeister der umliegenden Gemeinden. Der Waldviertler Heimatbund war durch seinen Präsidenten, Herrn Direktor Prof. Dr. Kauischer vertreten.

Herr Prälat B. Koppensteiner zelebrierte eine Pontifikalmesse vor der Pfarrkirche und wies in seiner Festpredigt auf die alte, geschichtliche Verbundenheit des Ortes mit Zwettl hin. Nach dem Festgottesdienst begaben sich die Ehrengäste auf die geschmückte Tribüne, worauf der Bürgermeister die Festversammlung unter freiem Himmel eröffnete. Landesarchivdirektor Hofrat Dr. Lechner, der Altmeister der Waldviertler Geschichtsforschung, gab einen großangelegten, historischen Überblick über die Geschichte des Ortes und der Landschaft dieses alten Grenzgebietes und umriß die bedeutsamen Aufgaben für die Gegenwart. In seine einprägenden Ausführungen eingebaut wurde die szenische Darstellung des Schenkungsaktes von 1170 durch Gemeindeangehörige in historischen Kostümen. Hierbei war besonders bemerkenswert, daß der bekannte Kunstforscher Schuldirektor Rudolf Kolbe, Harmannschlag, ein romantisches Original-Reliquienkreuz zur Verfügung gestellt hatte.

In der nun folgenden Festansprache würdigte der Landeshauptmann die wichtigen Aufgaben unseres Bauernstandes als Nährstand des Volkes und verwies auf die schweren Zeiten unserer Heimat. Aus der Hand des Landeshauptmannes empfing dann Bürgermeister Knapp die Markterhebungsurkunde. Herzliche Worte richtete der hohe Gast noch an die alten, erbeingehefenen Bauernfamilien der Pfarre, die bis zu 300 Jahren und länger auf ihrem Hof sitzen. 53 Familien, darunter die Sippe Tücher, die schon 1573 in Thaurer aufscheint, erhielten die Ehrenurkunde des n.ö. Bauernbundes.

Zum Abschluß der Feier enthüllte Hofrat Dr. Lechner das vom

Gmünder Bildhauer Carl Hermann in Granit gehauene Marktwappen, dessen heraldischer Entwurf auf den Verfasser dieser Zeilen zurückgeht. (Beschreibung des Wappens: Das Waldviertel, 1954, S. 9—10, S. 221). Ein allgemeines Volksfest beschloß diesen Festtag, der allen Beteiligten noch lange in Erinnerung bleiben wird.

Der erste Markttag, der am 6. November 1954 abgehalten wurde, endigte zur vollsten Zufriedenheit aller Kauflustigen. Damit erscheint auch bewiesen, daß die alte Marktfunktion Groß-Schönau, die es zweifellos schon um 1200 befaßt hat, auch im 20. Jahrhundert noch nicht an Aktualität eingebüßt hat.

Im Anschluß daran gebe ich eine bibliographische Zusammenstellung aller Artikel, die sich mit Groß-Schönau beschäftigen.

1. Aus dem ältesten Matrikenbuch der Pfarre Groß-Schönau bei Weitra (1651—1695). Das Waldviertel, 1936, S. 52.
2. Das. Unsere Ahnen, 1936, S. 101.
3. Die Familiennamen des Taufbuches der Pfarre Groß-Schönau (1651—1695). Unsere Ahnen, 1936, S. 142.
4. Nachtrag zu den Familiennamen der Bräutigame im ältesten Trauungsbuch der Pfarre Gr. Schönau (1651—1695). Unsere Ahnen 1936, S. 155.
5. Einiges über die Familiennamen des ältesten Taufbuches der Pfarre Groß-Schönau. Das Waldviertel, 1938, S. 50.
6. Ein „Vergleich“ zwischen der Herrschaft Engelstein und ihren Untertanen. Das Waldviertel, 1937, S. 61.
7. Eine Heuschreckeninvasion vor 188 Jahren. Das Waldviertel, 1937, S. 96.
8. Zwei Kulturbilder aus dem Waldviertel. Das Waldviertel, 1937, S. 124.
9. Die „Föhra-Mühl“ bei Groß-Schönau. Das Waldviertel, 1938, S. 4.
10. Das älteste Kaufprotokoll der Herrschaft Engelstein 1680—1690. Adler, Monatsblatt d. Vereins f. Sippenforschung, 1939, S. 21.
11. Die „Föhra-Mühl“ bei Thaur. Der Waldviertler, 1948, Nr. 21.
12. Der Pranger von Groß Schönau. Heimatzeitung, 1950, Nr. 1.
13. Beiträge zur Siedlungsgeschichte des oberen Waldviertels. (Der Ortsplan von Groß-Schönau). Unsere Heimat, 1952, S. 11.
14. Der Burkenhof bei Groß-Schönau und das Geschlecht der Schaller. Waldviertel, 1952, Nr. 2.
15. Ein ehemaliger Markttort und seine Rechtsaltertümer. Waldviertel, 1952, Nr. 7—8.

16. Der Pranger und andere Rechtsaltertümer von Groß-Schönau (der Text d. Banntaidings). Unsere Heimat, 1954, S. 152.

17. Das Banntaiding-Büchlein von Groß-Schönau. 1601. Waldviertel. 1952, Nr. 10.

18. Der Klosterneuburger Schenkungsakt von Groß-Schönau. Heimatfundl. Familienkalender, 1953, S. 47.

19. Der Schenkungsvertrag von Groß-Schönau. Waldviertel, 1954, S. 219.

20. Der jüngste Markt Niederösterreichs — Groß-Schönau. Aus Welt und Heimat (Der Waldviertler), 1954, Nr. 30.

21. Burg und Herrschaft Engelstein. Aus Welt und Heimat (Der Waldviertler), 1954, Nr. 39.

22. Groß-Schönauer Festtage. Der Waldviertler. 1954, Nr. 39.

23. Jüngster Markt N.O. — Groß-Schönau. Wiener Zeitung (Aus Stadt und Land) 1954, Nr. 167.

24. K o p p e n s t e i n e r, S.: Die Braut. (Sage aus der Gegend, die sogen. „Fleischhackerkreuze“ betreffend). Aus Welt und Heimat (Der Waldviertler), 1952, Nr. 28.

25. K o l b e, M. u. W. B o n g r a z: Groß-Schönau, Markterhebungs- und 800-Jahr-Feier. (Einladung und historische Übersicht). Horn: Druck Berger, 1954. 4 S.

26. Berichte über die Markterhebung in: Kleines Volksblatt, 1954, Nr. 204, 207. Der Waldviertler, 1954, Nr. 35. Waldviertler Wegweiser, 1954, Nr. 29, 38. Der n.ö. Bauernbündler, 1954, 37. (Mit Nennung der alteingejegenen Bauernfamilien).

Dr. Walter Bongraz

Ein froher Wandertag

Von Ernst Kircher, Krems

Der Spätherbst ist eine düstere Zeit. Maßkalte Tage und finstere Nebelnächte beschert er uns, und die Sorgen drücken doppelt so schwer. Da fliehen unsere Gedanken aus der harten Gegenwart in die freundliche, sonnendurchflutete Vergangenheit des verschwundenen Sommers. Wie danke ich dem lieben Herrgott, daß er mich in jener glücklichen Zeit liebe, sorglose Wandertage auf dem Fauerling erleben ließ.

Fauerling! Der Inbegriff eines blühenden, duftenden Sommers. Da rauscht ein Bächlein talwärts und eine Herde zieht freundlich dahin, begleitet vom Gebimmel der Schellen und dem hellen Gecläff des Hütehundes. Es ist interessant, in dieses helle Bellen aufmerksam hinein zu horchen. Nur Besorgnis und kluge Überlegenheit klingen aus ihm, nie-

malß aber Unmut oder Born. Jeden Schritt seiner kleinen Herde bewacht der treue Hund sorgsam und führt sie durch ein bald mißbilligendes, bald wieder warnendes, immer aber gutmütiges Gebell gefahrlose und erlaubte Wege. Ich habe den großen schwarzen Hund unbekannter Rasse sehr lieb gewonnen. Bächleinrauschen, Hundegekläff und Schellengetön fließen mir zu unvergeßlicher Musik unter weitgespanntem blauen Himmel mit strahlender Sonne zusammen.

Jedes Gälmchen ist noch von den funkelnden Taupropfen des köstlich kühlen Morgens reichlich behangen, und Tausende goldgelber Arnika- blüten lächeln der Sonne hold entgegen. So weit man sehen kann, sind alle Wiesen von ihrem Schimmer überflossen. Die Sonne steigt höher und ihre Strahlen beginnen zu wärmen. Da öffnen sich die violetten Blüten des frühblühenden Enzians in großer Zahl und verleihen dem etwas hart anmutenden Grün und Gelb der Wiese Weichheit und Wärme. Zum Goldgelb der Arnika- blüten und dem Violett der Enziane tritt nun das bleiche Gelb des Großen Hahnenkamms oder Klappertopfs. Die wörtliche Übersetzung eines seiner wissenschaftlichen Namen lautet eigentlich „Nasenblume“. Dieser Name dünkt mich der beste von allen, denn die goldgelbe, gebogene Oberlippe der Blüte sieht einer Nase in der That sehr ähnlich. Unter ihr sitzt sogar ein kleines Schnurrbärtchen in Form eines blauen, gerade vorgestreckten Zahnes. Jede Blüte steckt in einem weißgrünen, aufgeblasenen Kelch, sodaß der ganze Blütenstand sehr bunt wirkt und sich gut in seine farbige Umgebung einordnet. Überall im niedrigen Graße stehen zarte Sonnenröschen mit goldgelben Blüten, übermalt von den Rippen des Böhmißchen Schillergrases, dessen Ährchen fein silbrig-purpurn schimmern. Warm leuchten die roten Heidenelken an den steinigen Wiesenrändern, an feuchten Plätzen aber ragen die violettroten Kerzen des Friggagrases auf, die oft zu größeren Gruppen vereinigt sind. Schmal und zart stehen Tausende von Blättern verschiedener Seggenarten in der Wiese. Die Hirselegge hängt ihre zierlich- bunten Fruchtträubchen aus, um sie von der Sonne trocknen zu lassen, während ihre stachelichte Schwester, die Stachellegge, kleine Morgensterne auf langen Stielen drohend im Winde schüttelt. Leuchtend weiß, stolz und bescheiden zugleich, stehen dort mitten in der Wiese zahlreiche hohe Blü- iznähren der Weißen Waldhyazinthe. Ihre kleinen, weißen Blüten sehen fliegenden Falken auffallend ähnlich. Sie bergen in einem langen Sporn viel Nektor, der nur langrüßseligen Nachtfaltern zugänglich ist, und auch nur sie können die Blüten befruchten. Deshalb beginnen diese abends früh, fast betäubend zu duften und locken so ihre Befruchter an. Mir ist aber in lauen, vollmondurchleuchteten Sommernächten oft vorgekom- men, als ob mit den Nachtfaltern auch die Elfen dagewesen wären, um die herrlichen Waldhyazinthen in wunderlichem Reigen lieblosend zu umschweben. Habe ich geträumt? War es Wirklichkeit?

Der gemeine Wiesenknopf mit seinen schwarzroten Blütenköpfen besiedelt nur feuchte Wiesenstücke. An den grasigen Abhängen heben Schwarze Königsferze und Heidenfadel ihre mächtigen Blüentrauben zum Lichte empor. Beide tragen goldgelbe, radförmige Blüten, die einen mit dunkelvioletten, die andern mit weißen Staubfäden. Im kurzen Grase unter ihnen finden die Leckermäuler, was sie suchen. Röstliche Hügel- und Walderdbeeren duften uns in Menge entgegen.

Wo die Wiese trockener ist und den Charakter der Heide annimmt, hat sich der Wiesen-Wachtelweizen mit seinen gelben, eigenartig malerischen Rachenblüten und herrlich geformten fiederig bis handförmig getheilten Blättern in großen Beständen angesiedelt. Wie ihre Schutzherrn stehen zwischen diesen niedrigen Pflanzen mehr als meterhohe Doldengewächse. Wir bewundern ihre breit ausladenden, mehrfach zusammen-
gesetzten, blaugrünen Blätter und die großen Doldenschirme, die sich über dem kleinen Wachtelweizen-Gesindel breit machen. Das ist der Breitblättrige Bergkümmerl, eine Charakterpflanze des Fauerlings.

Nun geht die Herde heim, denn es ist Mittag. Drückend heiß liegt der volle Sonnenschein auf den bunten Wiesen und verwandelt sie in einen Jubel von Farben und Daseinsfreude.

Der Nachmittag führt mich wieder weit hinaus. Am Abend stehe ich vor einer dichten Fichtenschonung. Dort leuchten mir die weißen, sternförmigen Blüten des seltenen Einblütigen Wintergrüns zu Hunderten entgegen. Sie duften wunderbar nach Maiglöcklein und Königslilien und erfreuen sich der vornehmen Nachbarschaft einer zahlreichen Gesellschaft von Königs-Fliegenpilzen, die mit ihren ockergelben, weiß gepustelten Köpfen im Grase des Waldrandes gar mächtig prahlen. Sie gehören zu den giftigsten unserer einheimischen Pilze.

Nun sind die Schatten schon recht lang. Der feierlich süße Gesang eines Rotkehlchens lockt mich in die dichte Fichtenschonung. Oftmals glaube ich, es zur genauen Beobachtung eingeholt zu haben, immer wieder aber hat es einen Vorwurf. So führt es mich quer durch die jungen Fichten, und plötzlich stehe ich vor einem kühlen, üppig mit Gras bewachsenen Talgrunde wie ongewurzelt. Gegen hundert Stück meterhohe Stengel der Türkenbundlilie zähle ich dort, deren jeder mit einem Duzend und mehr purburner, turbanähnlicher Blüten behangen ist. Das muß das Reich der gütigen Waldfee sein! Vielleicht ist sie mir lebhaftig in der lieblichen Gestalt des Rotkehlchens erschienen und hat mich so unauffällig in ihr Reich geführt. Sie muß ja wissen, wie sehr ich es liebe. Na, ich bin wirklich im Reiche der Waldfee, denn zwischen den Blütenstengeln des Türkenbundes blühen überall im Grase die Elfenlöcklein, die man sonst sehr selten findet. Es sind zehn Zentimeter hohe Blüentrauben, aus fast kugeligen, weißen Glöckchen gebildet, am Grunde des

Stengels mit immergrünen Blättern besetzt. Nach dem Glauben unserer Ahnen sind es die Kinder einer gütigen Fee, die sie nachts in Elfen verwandelt. Dann tanzen sie ihren lautlosen Reigen. Wehe aber dem anmaßenden Menschen, der sie dabei mutwillig stört. Auch die sagenhafte Quirlblütige Weißwurz und der zauberumwobene Waldschwingel, ein hohes Gras mit breiten, dunkelgrünen Blättern und schlanken Halmen, das den einsamen Wanderer des Nachts in die Irre führt und ihn den richtigen Weg nicht mehr finden läßt, sind in diesem Zauberreiche vertreten. Der Gesang des Rotkehlchens aber ist verstummt. Tiefer, fast bedrückender Friede ist über mir und um mich her. Lange stehe ich regungslos und fühle dabei schmerzlich und qualvoll, wie ruhelos und öde das Leben außerhalb dieses himmlischen Friedens ist, und wie innerlich leer der Großteil der Menschen. Als es mir endlich gelingt, mich von diesen quälenden Gedanken frei zu machen, ist es Nacht geworden. Der Vollmond deckt Wiesen und Wälder in nah und fern mit seinem Silberschein väterlich zu und gießt erquickende Ruh' und süßen Frieden über sie aus. Ich werde mich zum Gehen. Da weht es wie der zarte Hauch eines leisen Flügelchlozes über mich hin. Ich weiß, daß es der Abschiedsgruß der guten Fee ist.

Bald bin ich wieder auf dem richtigen Wege, denn für mich gilt der böse Zauber des Waldschwingels nicht. Bin ich doch seit vielen Jahren sein Freund und Bruder. Im Vorübergehen lasse ich seine Blätter und Rippen lieblosend durch meine Finger gleiten, und der Schwingelbusch rauscht leise auf. Das ist seine Sprache, und ich verstehe sie. Er sagt: „Geh' heim, Bruder! Die Elfenlöcklein haben sich schon gewandelt und wollen zum Reigen antreten. Geh' deines Weges und schau nicht mehr zurück, denn kein Mensch hat noch ungestraft die Fee und ihre Elfen belauscht. Geh' heim, Bruder, geh' heim!“

Die Abendglocken sind längst verklungen. Die Menschen sind zur Ruhe gegangen und mit ihnen ihre wenigen Freuden und vielen Sorgen. Auf der Bergwiese zwischen den dunklen Wäldern aber erwacht tausendfältiges geheimes Leben. Ein fremder Zauber senkt sich auf sie herab, geheimnisvoll, aus einer anderen Welt. Brennende Sehnsucht und wildes Verlangen nach etwas Unbekanntem, Unerreichbarem und trauriges Entsagenmüssen bedrängen den armen Menschen, der am Rande der mondbeglänzten Wiese steht und glücklich und unglücklich zugleich ist. Er wagt es nicht, auch nur einen einzigen Schritt in das Heiligtum zu tun, denn er fühlt, daß die nächtliche Wiese anderen, überirdischen Wesen gehört, und er weiß nicht, ob ihm diese gut oder böse sind.

Auch daheim leuchtet der Vollmond durchs Fenster. Die Erinnerungen an die Ereignisse des Tages begleiten mich zur Ruhe. Blaue Glockenblumen, violette Enziane, goldgelbe Arnikablüten, rotviolette Friggakerzen, brennende Heidenellen und weiße Waldhyazinthen fließen in

meinen Sinnen bald ineinander wie auf einer großen Palette. Schellengetön und Hundegekläff entfernen sich immer mehr, werden leiser und leiser. Wie aus weiter, weiter Ferne vernehme ich den feierlich-süßen Gesang des Rotkehlchens. Die Waldhyazinthe im Glase duftet immer schwerer, immer betäubender. Und dann — — — tanzen — — — die
— — — — — **Gl** — — — — —

Flurnamen von Senftenberg und Umgebung

Von Franz Broidl, Senftenberg

Flurnamen, auch Riednamen genannt, sind Bezeichnungen für Grundstücke, Aecker, Wiesen, Wälder und Weingärten. Althochdeutsch kommt Ried von Rodung, urbar gemachten Platz. Die Flurnamen hängen mit der Orts- und Siedlungsgeschichte zusammen. Im Senftenberger Gemeindearchiv erscheinen viele Flurnamen, die Aufschlüsse über die Lage, Geländeform und Bodenbeschaffenheit des Grundstückes geben, ferner Flurnamen, die von ehemaligen Besitzern herrühren, aus Personennamen gebildet sind, und solche die über frühere, wirtschaftliche und gesellschaftliche Zustände berichten.

Da ist der Name Baunden (Pointen) beim Baumgartner und Weinhaus für die Weingärten bezeichnet, Point für ein freies besonders eingefriedetes Grundstück, althochdeutsch bewant, was sich herumwindet als Baun, so Schrattenpoint, Biererpoint, Prielerpoint. Der Weingartenname Jud wird nach der Konfession ehemaliger Besitzer benannt. Dann das Würl (1511) hat seinen Namen von der Lage in der Nähe der Wühr, des Wasserwehres. Der Name Weinhäusl kommt vom Weingarten, der in der Nachbarschaft des Weinhauses von Senftenberg liegt. Von der Kirche am Schloßberge abwärts liegen der Weingärten Ehrenselder, anschließend die Hausberge und die Weingärten und Fluren des Fliegengraben. Am anderen Berghange waren ehemals die Weingärten Kezer und Mischer, der Jud, die Kammeln, der Wimmer, die Hochäcker, Kanazetten, Gerber, Kreuzmühle, Kapellen, in der Nähe einer Friedhofskapelle von Zumbach. Dann kommen die Weingärten Pöllinger, Schlal, Holzhammer, Lobgarten, Weißhütten, Scheizer, Weintal, Pfening, Emmerichtal, Geisruck und Zörer. Auf der Hochebene gegen Priel sind die Ebenhochäcker, Galgenäcker. Dort ist der Galgenberg, auf dem die Hinrichtung der Verbrecher im Beisein der Richter stattfand. Weinhauer Berger Franz stieß beim Graben in die Erde auf vier menschliche Totengerippe. Auf der Fundstelle wurde ein Holzkreuz gesetzt. Dann sind die Flurnamen

Sandgrube, Marchstein, Bühelacker, Prielerpoint, Mühlweg (ist der Weg der zur Mühle führt), Stöckl, Rupe, Wärtling, Strabingbach. Bühelacker sind die Aecker auf den Bühel, kleinen Hügel. Viele Weingärten führen dort in der Nähe den Namen Riesling (1521), kiesiger, schottriger Grund. Kehren wir zurück ins Kremstal, in Senftenberg. Da sind die Flurnamen Wöserl, Rieseneck, dort wo der Fahrweg vor vielen hundert Jahren ein riesiges Eck machte. Ober dem Friedhof Senftenberg kommen vor die Flurnamen Brücherl, Zegerl, weil die Besitzer einmal in Zegerl (Tasche) ihre Weinernte heimtragen konnten. Weiter gegen Imbach sind die Namen Siller, Heinah, in der Wieden, Zeiserl. Vom Schloßberg zurück, wo die Ruine steht, sind der Arnsteig, die Stoßleiten (= abschüssige Reiten), die Wälder Hosenslicker, Totestal, Zimmermann, Treisstel, Spiegel, Hoffstatt, Ebrikstein, in der Ebene die Ackerl, der Grund, der Zuschneider, auf den Berghängen die Eigeln, Kleebersberg, Schild, die Graben und Panholz. Wieder in der Kremsebene die Schwarzwände, Badergraben, Feigelberl, anschließend Gemswand, Zimmertal, Herzogtisch und Schanzriedel (eine Fundstätte aus der Steinzeit), Trenktalwände, Brunngraben und Wolfsgraben (ein Name von Zeiten, in denen es noch Raubtiere gegeben hat). Im Tiefenbachtal liegt der Delgraben mit der Ruffegerhütte.

In Imbach, anschließend auf dem rechten Kremsufer, sind der Scheiblberg, Hofhansl, Fischerwald, Lümmerlingstein, Türkenreit, Schatzwand und Weingärten Kästenringel. Weiter hinten ist in Steinbach der Einsiedlergraben, eine Waldparzelle, wo man Überreste einer Einsiedelei fand. Anschließend sind das Rote Kreuz, Augraben und Rosengrund. Vom roten Kreuz nach Ostra kommen die Flurnamen Waldeck, Bärenloch, Suiz, Hiesberg, Nestleiten, Steintal, Angerischer Graben, Hölzeln, die Hiesbergwand, Hohe Ries, Beri, Brennleiten, Keß. Im Kremstal sind die Felder und Wiesen Altan, Edelgarten und Keß. Im Reichautal sind die Wälder Gachial, Schweintal, Kerschbaumleiten, die Kobel- und Schlösfelleiten und am linken Ufer des Reichaubaches der Kolm, Steinung, Kollerhöhe, Brandweinries, Eichenleiten, Heidereracker. Die Abgänge zur Krems heißen das heimliche Gericht, Brandtal, Königsalm.

Von Priel westwärts liegen die Lindneracker, Dreiföhler, Steinweg, vordere und hintere Breiten, Mais, Droßer Breiten und Panholz. Nächst der Kirche heißt der Abhang zur Krems die Kupferleiten, die ihren Namen von der Kupferschmiede (jetzt Drechslerwerkstätte Preus), hat.

Das Schwedenkreuz von Moritzreith

(Lage)

Vor mehr als dreihundert Jahren war Moritzreith ein Markt. In sonniger Lage dehnt es sich auf sanftgeneigter Fläche aus, die doppelt so groß war wie das heutige Dorf. Die durch Gärten und kleine Baumgruppen aufgelockerte Siedlung reichte südlich der späteren Kaiserstraße von dem Platz, auf dem heute einsam das Schwedenkreuz steht, bis zu dem durch den Reislingsbach getrennten Neuwirtshaus, das wie ein Ueberbleibsel aus jener Zeit anmutet.

Am Ende des Dreißigjährigen Krieges brach ein versprengter Schwedentrupp wie ein furchtbares Ungewitter über den bisher verschont gebliebenen Ort herein. Vermutlich suchten diese verwegenen Scharen noch unberührte Gegenden auf ihrem Wege vom nordwestlichen Waldviertel zur Donau. Nur einzelne stattliche Höfe vermochten der Raublust standzuhalten. Dafür mußten die kleineren der Wut des wilden Haufens erliegen. So sank der weitaus größere Teil des Marktes in Schutt und Asche. Wer sich nicht durch die Flucht retten konnte, kam ums Leben.

Von ihrem grausamen Tagewerk erschöpft, schlugen die Schweden in unmittelbarer Nähe ihr Lager auf. Der flackernde Schein ihrer Feuer erweckte den Anschein, daß ihre Greuelthaten am nächsten Tage ihre Fortsetzung finden könnten. Der Schreck stak den wenigen Ueberlebenden von Moritzreith noch in den Gliedern. Und so trieb sie die Furcht, ein gleiches Schicksal zu erleiden, im Schutze der Nacht von Haus und Hof.

Tatsächlich kehrten am nächsten Morgen einige habgierige Schweden zu den noch schwelenden Trummern von Moritzreith zurück und fanden zu ihrer Ueberraschung die am Voriag unbezwungen gebliebenen Höfe verlassen. Zusammen mit ihren rasch herbeigerufenen Gefellen setzten sie die Plünderung fort und vollendeten die Zerstörung, soweit es ihre Pulvervorräte zuließen. Nach Abzug der Schweden war der höher gelegene Teil des Marktes zur Gänze dem Erdboden gleichgemacht. Noch heute bedecken nur magere Weisen den Abhang und nur vereinzelt Föhren beleben das öde Bild. Und wenn nach heftigen Gewitterregen die niederrauschenden Wassermassen den Boden aufreißen oder der Pflug die Erde aufbricht, stößt man hie und da auf Geräte und Mauerwerk, die die Kunde aus jener Zeit bestätigen.

Der tiefer gelegene Teil des einstigen Marktes wurde später wieder aufgebaut und besiedelt. Zur Erinnerung an jene schreckli-

den Tage errichteten die frommen Einwohner am stillen Waldestrand einen Bildstock, den der Volksmund das Schwedenkreuz nennt

(Mitgeteilt von Walter Landertshammer nach der Übermittlerin Winkler Martha.)

Schwedenfage

Am Kreuzweg dort, vorm Buckelstein,
Soll ein Soldat begraben sein,
Begraben an dreihundert Jahr,
Seidem der Schwed im Lande war.

Bei Tag, da hat der Tote Ruh,
Da schläft er so wie ich und du,
Wie ich und du in stiller Nacht,
Wenn unser Tun zu End gebracht.

Doch kaum daß es zur Mitnacht schlägt,
Da kommts, daß ihn die Schuld bewegt,
Die Schuld, die er verwirrt gestand,
Oh' ihm am Strick der Atem schwand.

Er stöhnt und fährt erschreckt empor;
Noch steht der Schrei ihm dumpf im Ohr,
Der Schrei, der stieg und schrill zersprang,
Als er die Magd im Dunkeln zwang.

Da tut das Grab sich plötzlich auf,
Er springt feldein in wildem Lauf,
Feldein bis zur verrufenen Statt,
Wo sie den Schimpf beendet hat.

Er wirft sich vor der Toten hin
Und wäscht den Leib mit irrem Sinn,
Den Leib, der kein Vergeben kennt,
Weil ihn der Makel ewig brennt.

Josef Pfandler

Das Kautter'sche Haus in Waidhofen a. d. Thaya

Im diesjährigen Monate März wurde genanntes Haus, welches eines der ältesten Gebäude Waidhofens war, gänzlich demoliert. Wegen seines Alters und wegen einiger Funde, die bei der Demolierung gemacht wurden, halte ich dieses Haus einer Besprechung wert. Dasselbe trug die Conscr. Nr. 82, war einstöckig und im oberen Stockwerk mit zwei Erkerfenstern versehen. Es stand auf dem alten Leichenhofe bei der Stadtpfarrkirche und hinderte die Passage in der Schulgasse. Deshalb brachte die hiesige Stadtgemeinde im vorigen Herbst von dem bisherigen Besitzer, dem Buchbinder Rudolf Kautter, selbes käuflich an sich und ließ es diesjährig behufs Erweiterung der Passage demolieren.

Vor dem großen Brande des Jahres 1873, der ganz Waidhofen in Asche legte, standen auf einer Wandfläche dieses Hauses noch die Buchstaben „P. S.“ und die Jahreszahl „1605“. Es ist also dieses dasselbe Haus, das Petrus Solderer (Pfarrer in Waidhofen an der Thaya 1600 bis 1606) kurz vor seiner Beförderung auf die Pfarre Keß erbauen ließ, von dem die Pfarrchronik Waidhofen meldet: . . . „daß hauß am Freuthoff baut, hernach Pfarrer und Dechant zu Keß, als er, deen gegen den rebellierenden Böhmen marschierenden General Tampir gastirt, ist Ihme von dessen aufwartenden Soldaten, wegen nicht bekommenen 6 braunen Pferden bey Tisch mitt Giffit vergeben worden.“ —

Zu welchem Zwecke der aus einer Waidhofner Bürgerfamilie abstammende und in Keß so unglücklich endende Pfarrer Petrus Solderer dieses Haus damals erbauen ließ, ob als Privat-, Mesner- oder Beneficiathaus, ist nicht mehr eruierbar. Möglicherweise war es das Beneficiathaus Corporis Christi, das nach den alten Pfarrurbarien auch auf dem Karner (dem alten Leichenhof) gestanden hat und das schon im Jahre 1551 vom hiesigen Dechant Johann Michael Göt zur Mesnerwohnung dargeliehen wurde. Ist diese Annahme, welche sehr viele Wahrscheinlichkeit hat, richtig, so hat Petrus Solderer dieses Haus im Jahre 1606 nicht neu erbauen, sondern nur wieder in Stand setzen lassen. Jedenfalls war also dieses Haus mindestens 290 Jahre alt, wenn nicht weit mehr.

Im 17. 18. und 19. Jahrhundert erscheint es nur mehr im Besitz von Privaten. Zu Anfang dieses Jahrhunderts wohnte hier der Stadtsyndicus Alois Huber, derselbe, der zugleich mit dem hiesigen Dechant Georg Funk wegen eines von einem Waidhofner Insassen an einem französischen Wachtmeister begangenen Attentates von einer Abteilung französischer Kavallerie am 1. Jänner 1806 als Geisel fortgeführt und später zugleich mit dem erwähnten Dechant gegen ein Lösegeld von 3300 Gulden wieder freigegeben worden ist. Nach Huber besaß das Haus Joseph Reger, welcher Webermeister und Maler zugleich war. Diesem folgte im Besitz sein Sohn Michael Reger, der akademischer Maler war. Zuletzt gehörte es dem Buchbinder Rudolf K a u t t e r.

Dieses durch seine Besitzer wie durch seine Bauart denkwürdige Haus wurde, wie eingangs erwähnt, im Laufe des Monats März vollständig demolirt. Bei der Demolierung ergaben sich nun ein Paar interessante Funde.. Es zeigte sich, daß seinerzeit bei Erbauung des Hauses, also jedenfalls vor 290 Jahren, wenn nicht vor noch mehr Jahren, in einer Mauervertiefung des oberen Stockwerkes ein Hahn und eine Henne lebendig eingemauert worden sind. Der Hahn und seine Gefährtin sind durch die Länge der Zeit mumienartig eingetrocknet und bis auf das Gefieder noch ganz erhalten. Der Kopf des Hahnes ist mit einem Leinwandlappen mehrfach umwickelt, wahrscheinlich, damit er nicht schreien konnte. Bei dem Huhne, das in seinem grausamen Gefängnis noch ein Ei legte, fehlt der Kopf. Wahrscheinlich wurde derselbe erst jetzt beim Niederreißen des Hauses verworfen. Aus welchen Gründen man seinerzeit diese Tiere lebendig eingemauert hat, darüber herrscht keine Gewißheit. Wahrscheinlich geschah es aus Aberglaube. Es soll als ein gutes Mittel gegen den Spuk der Gespenster gegolten haben, ein Mittel, das man bei diesem Hause umsomehr anwenden zu müssen glaubte, weil es ja auf dem Leichenhofe erbaut worden war. Auch einige steinerne Kugeln in der Größe eines Kinderkopfes wurden auf dem Dachboden dieses Hauses gefunden, ohne daß man sich über die einstige Bestimmung derselben klar werden könnte.

(Mitgeteilt von Edmund Danief, Wien).

St. Martin, ein abgekommener Markt

Von Karl Höfer, Krems

Die Gemeinde St. Martin, die zum erstenmale im Jahre 1340 als Pfarre aufscheint, aber älter sein dürfte, wurde zu Beginn des 30jährigen Krieges (1618—1648) arg heimgesucht, was einen wichtigen Einschnitt in der Ortsgeschichte bedeutet.

Bislar Sittersperger in Weitra berichtet am 18. Februar 1621 u.a.: „Die Pfarre Weitra sei durch die böhmischen, kaiserlichen und bairischen Armaden zu verschiedenen Zeiten verheert und verzehrt, die dahin gehentbaren Dörfer abgebrannt, die Bauern verjagt oder zu Tode geschlagen worden die Pfarre st. Merten (St. Martin) sei öde, auch Hadmarslag (Harmanischlag), diese Dörfer teils abgebrannt, teils ausgestorben.

St. Martin war einst eine *M a r k t g e m e i n d e*. Im Unterbewußtsein der Nachfahren erhielt sich das Andenken daran und die Ortsbewohner von Oberleinsitz, Zeil, Roßbrudl usw. sagen noch heute, wenn sie nach St. Martin wollen, sie gingen „in's Markt“, und die Mühle am oberen Ortseingang heißt noch heute „die Marktmühle“.

Wann dem Orte das Marktrecht und die niedere Gerichtsbarkeit verliehen wurde, ist bisnun unbekannt.

St. Martin wird nach einer Urkunde von Weitra, den 15. August 1409 (Geschichtliche Beilagen, XII. Band) Markt genannt, wo es heißt: „Sagen der Pleban Nikolaus von Hadmarslag und Pfarrangehörige von st. Merten, im Graben, in der Mauer, im Moos, im Markte und in der Zeil, der Moosmülner und der Neumülner aus, daß der kleine Zehent seit etwa 70 Jahren zur Pfarre st. Merten behoben wurde“. Demnach war St. Martin schon 1409 ein Markt.

Dr. Walter Bongraz, Staatsbibliothekar in Wien, der bei der Beschaffung der Unterlagen für die Markterhebung von Groß-Schönau eine hervorragende Rolle spielte, traf bei der Suche auf eine Notiz über den Markt St. Martin im Weitraer Urbar von 1499 (Wiener Hofkammerarchiv), unter der Inv.-Nummer 1129. Es heißt dort unter der Aufzählung der Grundholden von St. Martin auf (fol. 89, 89 v und 90), daß Florian Schmid, Niklas Bruns, Hans Resch und Erhard Wittendrein von einem gestifteten „Burgrecht“ zinsen. Burgrecht innerhalb von geschlossenen Siedlungen findet man meist nur in Märkten bei Marktbürgern. Weiters auf fol. 90 v. St. Martin ausdrücklich im Markt genannt, der von einem Anger „am Platz“ diente. Es handelt sich bei den angeführten Untertanen um die Häuser, die um den kleinen, heute noch bestehenden viereckigen Marktplatz gereiht sind. Im gleichen Urbar

wird auch das an den Pfarrhof anschließende Gehöft des „Hofbauer“ als Freihof erwähnt.

Diese „Hofbauer“ hatten einst besondere Aufgaben in Erfüllung ihrer Wehrpflicht; sie mußten die Kosten ihrer Kriegsausrüstung und ihres Pferdes tragen und konnten infolge ihrer häufigen Inanspruchnahme zu Kriegsdiensten ihrer Bauernarbeit nicht so recht nachkommen. Allerdings hatten sie mehr Grund und Boden, auch Wald, und waren zehent- und robotfrei.

Das sichtbare Zeichen der Marktgerechtigkeit und der niederen Gerichtsbarkeit war der Pranger mit Bagstein (Steinkugel mit kurzer Kette) und Halsseisen auf dem Marktplatz, bei dem der Ortsbrunnen stand, das Marktwappen, das Marktjiegel und die Urkunde über die Markterhebung. Ob und wann, dann wo diese Kennzeichen versteckt, verschleppt und vernichtet wurden, ist bis jetzt nicht bekannt. Ob die wenigen Heimkehrer der 1621 und früher geflüchteten Bauern und die neuen Siedler nach diesem Jahre auf den Marktbestand noch Wert legten und die Markt-Agenden wieder weitergeführt wurden, ist nicht bekannt. Es scheint sich (wie bei Groß-Schönau) auch bei St. Martin um einen abgekommenen Markt zu handeln.

Die heutigen Häuser um den Marktplatz sind der Anzahl und dem Grundriß nach kaum als Nachfolger der im Jahre 1621 in Flammen aufgegangenen Gebäude anzusprechen. Der schöne Anblick des einstigen Marktplatzes mit der alten Kirche im Hintergrund wurde um die Mitte des 19. Jahrhunderts durch den Bau des Kleinhauses Nr. 17 und des Feuerlöschgeräteschuppens über dem Weinkeller des Gasthauses „Zum schwarzen Adler“ zerstört. Ob der Pfeiler in der Kanzlei der Raiffeisenkasse, der heute dieses Kleinhaus gehört, noch ein Bestandteil der ehemaligen Prangersäule ist, müßte erst eine genaue Untersuchung klarlegen.

Jedenfalls dürfte sich die Marktfreiheit günstig und monopolartig auf die Vermögensverhältnisse der im Markte gefessenen Geschäftsleute und Gewerbetreibenden ausgewirkt haben, da in den an der Leinitz gelegenen, zugehörigen Ortschaften bis heute nur in Roßbrück bei der Brücke ein Wirtshaus und in der Zeil eine wegen Platzmangels dorthin verlegte Schmiede, aber nirgends sonst außer den an den Fluß gebundenen Mühlen ein Geschäft oder Gewerbe vorkommt.

GOTTFRIED HOFMANN

Dürnstein

KUNST UND GESCHICHTE

In Dürnstein, dem landschaftlichen Mittelpunkt der sagen- und rebendurchwobenen Wachau, verbinden sich Natur und Kunst zu einem harmonischen Bild, das in seiner Art kaum seinesgleichen hat. Der Maler-Dichter Gottfried Hofmann unternimmt es, die Schönheit dieses reizvollen Stückes Heimaterde in Wort und Bild liebevoll nachzuzeichnen. Einer eingehenden geschichtlichen Darstellung der wechsellvollen Schicksale der Stadt folgt eine verständnisreiche und Verständnis bringende Schilderung ihrer berühmten Baudenkmäler. Eine launige Würdigung des nicht minder berühmten Dürnsteiner Weines beschließt den Text, der mit 23 Federzeichnungen von der Hand des Autors geschmückt ist. Den Hauptteil des Buches jedoch bilden die acht Vierfarbendrucke und 65 Kunstdrucke nach auserlesenen Lichtbildern, die das Werk zu einer besonderen Gabe für alle Freunde der altehrwürdigen Stadt machen.

Preis S 48.- Verlag JOSEF FABER, KREMS

Ein neues Kremser Lied

„MEI SCHWACHE SEIT'N SIND DIE SCHÖNEN
KREMSER MÄDERLN!“

Text und Musik von ROBERT MARQUARDT

Erschienen im Verlag Josef Faber, Wien-Krems Preis S 6.80

Bei einer der heurigen Faschingsveranstaltungen erregte der Tango „Mei schwache Seit'n sind die schönen Kremser Mäderln“ bei der Uraufführung die Aufmerksamkeit und das Entzücken aller Ballbesucher. Nicht allein deshalb, weil der Komponist, Prof. Robert Marquardt, an einer hiesigen Mittelschule unterrichtet, sondern auch deshalb, weil die Melodie sofort ins Gehör geht und der gelungene Text ein Loblied auf Schönheit und Charme aller Wachauerinnen darstellt. Der Tango wurde wiederholt in privaten Kreisen oder in größeren Gesellschaften zu Gehör gebracht, außerdem gibt es ein Magnetophonband, auf welchem Prof. Dr. Straßer die neueste Schöpfung singt. Das Lied hat überall eine ungeteilte, günstige Aufnahme gefunden.

Die gute Auswahl im Textil- und Bekleidungshaus

Paul Rogl

Krems a. d. D., Ob. Landstraße 1 und Tägl. Markt

LIEFERANT DES LEHRERHAUSVEREINES

Mitglieder und Freunde!

Den Umfang dieser Zeitschrift zu vergrößern liegt im Interesse jedes Lesers. Diesem Wunsche kann entsprochen werden, wenn jeder Leser nur einen neuen Bezieher wirbt. Wir bitten um Ihre Mitarbeit! Senden Sie uns Anschriften, an die wir unsere Blätter senden können.

OTTO SOGOROW

SCHREIBMASCHINEN

EINKAUF — REPARATUREN — VERKAUF

Krems, Spänglergasse 5

Telephon 328

Farben, Lacke, Bürsten, Pinsel eigener Erzeugung. 2 Goldmedaillen bei der Gewerbeausstellung. Farbenonkel Ruzicka, Krems a. D., Untere Landstraße 57, Tel. 440 — Gegründet 1900.

Lieferant des Lehrerhausvereines

TONMÖBEL und MÖBELWERKSTATTEN

E. SACHSENER, LANGENLOIS

SPERR-, PANEEL-, RIFFEL-, LEDER-, EMAIL-, HOLZ-FASER-PLATTEN

Gerberei Gebrüder Sartorius

LANGENLOIS, Holzplatz 2

Einkauf: KLEINTIERFELLE UND HÄUTE

Verkauf: LEDERBEKLEIDUNG ALLER ART